

Ph. Sp.

442

g

Fiche

von
Anton Weber,
Buchhändler
in
Landshut.

Ph. sp. 442 1

Klotz

Ficke

<36603575910013

<36603575910013

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrbuch
der
Erfahrungsseelenlehre,
als
der Propedäutik zur Philosophie,
oder
Grundlinien
zu einer empirisch-transcendentalen
Critik
des
gesammten menschlichen Geistes,
zum Behufe akademischer Vorlesungen,

von

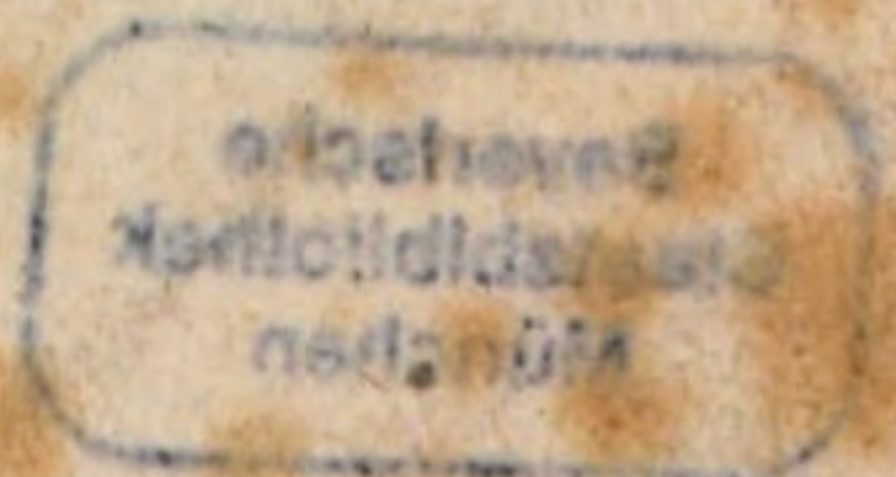
M. *Ernst Klotz*,

Doktor und Privatdocenten der Philosophie, Nachmittags-
prediger an der Universitätskirche und des Königl.
philolog. Seminar. ordentl. Mitglieder.

Leipzig,
bei Karl Heinrich Reclam.

1824.

L. Gylser



Lehrbuch
der
Erkenntnisstheorie

als
der Propädeutik zur Philosophie

oder
Grundlehren
zu einer empirisch-transcendentalen

Critik
des
gesamten menschlichen Geistes
zum Behufe menschlicher Vorsehungen



Doktor und Privatdozent der Philosophie, Nachfolger
Friedrich von Schlegel und des Königl.
philolog. Seminar, ordentl. Mitglieds.

2. Aufl.

Leipzig:
bei Carl Heinrich Reichmann

1844

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinen

wissenschaftlichen und vertrautesten
Schul- und Universitätsfreunden,

Herrn *M. August Traugott* Grofs

aus Wildbach,

Doktor der Philosophie und exam. Candid. der Theol.

in Leipzig,

Herrn *Johann Ludwig* Haas

aus Schneeberg,

exam. Candid. der Theol. und Lehrer an der Augu-
stusschule in Dresden,

und seinem

Bruder *Friedrich* Klotz

aus Stollberg,

exam. Candid. der Theol. und Erziehungs- und Predi-
ger - Gehülfen zu Grofskorbetha,

widmet

diesen Versuch

als ein Denkmal gemeinschaftlichen jugendlichen
Strebens

der Verfasser.

Samen

Wissenschaftlichen und
Schul- und Universitätsarbeiten

Herrn W. August Thugolt Groß

aus Weidbach

Doktor der Philosophie und der Theol.

in Leipzig

Herrn Johann Ludwig Haas

aus Grubenhagen

erster Candidat der Theol. und Lehrer an der Acad.

in Breslau

und

Herrn Friedrich Hölz

aus Stralburg

erster Candidat der Theol. und Evangelist - und Pred.

an der Kirche zu Großschönau

widmet

seinen Versuch

als ein Denkmal seiner wissenschaftlichen

Strebungen

der Verfasser

V o r r e d e.

Das Erste, was der Verfasser von seinen Lesern zu bitten hat, ist dieses, daß man den Werth dieser wenigen Bogen nicht nach der geringen Seitenzahl anschlagen möge. Wäre es ihm darum zu thun gewesen, dem Publikum ein größeres litterarisches Werk in die Hände, oder sich ein ansehnlicheres Honorar in die Tasche zu spielen; so hätte er nur auf dem Grunde, der hier gelegt worden ist, fortbauen und, was in psychologischen Lehr- und Handbüchern der gewöhnlichen Art zehnmal gesagt worden ist, zum eilftenmal aufzischen dürfen, ohne den Vorwurf des Nachtretens befürchten zu müssen, weil er wenigstens auf seinem eigenen Grunde baute. Daß es ihm nicht hätte schwer fallen sollen, ein vollständiges Gebäude aufzuführen, davon, hofft er, soll jeder, der die Schrift gelesen und in ihr den Grundriss zu dem Ganzen erkannt hat, sich selbst überzeugen. Allein er ging dabei weder auf ökonomischen Vortheil, noch auf den Ruhm eines Schriftstellers aus. Da indess die Absicht, seinen Zuhörern Zeit und Mühe, die mit dem Diktiren unnütz verschwendet wird, zu ersparen, demungeachtet den Druck dieser Schrift nothwendig machte; so wollte er die gelehrte Welt, um

nicht unbescheiden zu erscheinen, wenigstens nicht gleich anfangs mit einem ausführlichen Werke behelligen; da sie ohnehin von breiten und weitschichtigen Geistesprodukten in Menge heimgesucht wird. Lieber will er erst das Urtheil des richtenden Publikums über die hier niedergelegten Prinzipien abwarten, ehe er es wagt, ihm eine transcendente Kritik des gesammten menschlichen Geistes, deren Grundlinien hier erscheinen, vorzulegen. Ja wenn es ihm schon anmaßend dünkt, eine solche auch nur im Prospekte zu zeigen, so würde es unfehlbar Vermessenheit oder Unverschämtheit verrathen, wollte er anfänglich gleich damit auftreten. Sie wird, da Studium des Menschen und der Philosophie ihn von jeher mit großer Vorliebe beschäftigte und er dasselbe nie aufzugeben gedenkt, vielleicht erst das Ergebniss seines Lebens oder doch eines großen Theiles desselben seyn. Da indess viel darauf ankommt, zuvörderst einen sichern Boden zu gewinnen, von wo die Forschungen ausgehen sollen; so hielt er sich um so mehr berechtigt, das, was er für die Grundlage einer Kritik des Menschengestes ansieht, der Prüfung urtheilsfähiger Männer zu unterwerfen. Er ist von der Richtigkeit der von Kant zuerst eingeschlagenen, obwohl neuerdings wieder in Zweifel gezogenen, kritischen und transcendenten Methode zu philosophiren insofern überzeugt, als er sie für den besten Weg zur Philosophie hält, ohne in ihr das ganze Wesen der Philosophie selbst zu finden. Die letztere scheint ihm vielmehr dann erst ihren Zweck zu erreichen, wenn sie, um die Schule nicht zu sehr mit dem Leben zu entzweien, in den Schranken der Reflexions- und Idealphilosophie bleibt, statt mit

Begriffen oder metaphysischen Ideen ein leeres und fruchtloses Spiel zu treiben. Doch ist hier der Ort nicht, hierüber weitläufiger zu sprechen. Gegenwärtige Schrift ist, wie die beabsichtigte Kritik von dem Zwecke der Philosophie völlig unabhängig; denn keine von beiden kündigt sich als eine formale Kritik des Geistes, (des Denkens), weder des Gedachten, (der philosophischen Systeme), noch des Denkbaren, (der Philosophie selbst oder der Metaphysik), an, sondern als eine reale Kritik; doch nicht insofern, als ob sie material das objektive, absolute Wesen des Geistes selbst erforschen, (eine reine Seelenlehre, *psychologia rationalis* seyn) wollte, sondern sie will nur ideal die subjektiven, relativen Vermögen des Geistes, wie sie im Bewußtseyn sich ankündigen, und dieses selbst erforschen; (nur Kritik der Psychologie oder Transcendentalphilosophie seyn, wenn diese Ausdrücke in dieser Bedeutung erlaubt sind).

Wenn sich demnach unter einer Kritik des menschlichen Geistes Viererlei denken läßt; so hat sich der Verfasser vor der Hand nur die letzte und niedrigste Stufe zur Bearbeitung erwählt, doch nicht bloß um der Leichtigkeit willen, — seeptische Raisonsnements über die philosophischen Systeme, witzige Verstandesspiele über die Metaphysik, phantasiereiche Träume über das Absolute sind oft so schwer nicht, als gründliche Forschung des Erfahrungsmäßigen und Reducirung desselben auf allgemeine Prinzipien und Gesetze, — sondern vielmehr darum, weil er eben diese für die unerläßliche Bedingung aller übrigen hielt, wofern sie sich nicht von der Wahrheit entfernen wollen. Diesen Zweck spricht im

Grunde auch schon der Titel aus. Die doppelte Aufschrift gründet sich auf die doppelte Absicht, die der Verfasser mit diesen wenigen Bogen zu erreichen wünschte. Einmal nämlich wollte er seinen Zuhörern eine Uebersicht über die Erfahrungsseelenlehre geben; andererseits in denselben dem gelehrten Publikum seinen Versuch in der bereits näher bestimmten Kritik des menschlichen Geistes vorlegen. Er konnte diesen doppelten Zweck um so leichter vereinigen, da er die wissenschaftliche Seelenlehre nicht als bloße Unterhaltung über psychologische Phänomene, auch nicht bloß als Seelenkunde, sondern vielmehr als Propädeutik zur Philosophie selbst betrachtet; denn läßt er es gleich in seinen akademischen Vorträgen nicht an Beispielen, aus seiner eigenen und fremden Erfahrung, und an pragmatischen Bemerkungen fehlen; so benutzt er sie doch zugleich dazu, um in ihnen die Gründe ihrer Möglichkeit und in diesen die Vermögen des menschlichen Geistes nachzuweisen und zu allgemeinen wissenschaftlichen Resultaten zu gelangen, weil er glaubt, auf diesem Wege werde man, wenn man nicht bloß empirisch dabei verfährt, sondern sich insonderheit der Reflexion von dem Allgemeinen auf das Besondere und umgekehrt bedient, endlich doch einmal zu einer vollständigen Kenntniß der Seele gelangen. Ist aber nur diese erst gewonnen; so wird es auch besser um die Philosophie stehen, denn haben wir die Gränzbestimmungen zwischen den einzelnen Vermögen genau berichtet und ihre Funktionen kennen gelernt; so kann es nicht fehlen, daß wir auch die Produkte ihrer Thätigkeit reiner auffassen und richtiger verstehen werden, da Täuschungen und Irrthümer, wie bei den Sinnen, so

auch bei den höheren geistigen Vermögen nur durch Vertauschung ihrer Funktionen und Erzeugnisse unter einander entstehen. Die empirische Psychologie hat also vornämlich die untern Vermögen genauer zu erörtern, als von welchen all unser Erkennen, Fühlen und Wollen anhebt, und sodann ihre Entwicklung unter der Form der dem Menschen eigenen freien Subjektivität zu zeigen, woraus sich die obern Vermögen ergeben, ohne deren Inhalt — die Aussagen derselben — näher zu bestimmen. Dies Letztere ist Geschäft der Philosophie selbst, deren einzelne Theile nun freilich nach den bisherigen Anordnungen dem Philosophen nicht ganz genügen können, aber hier von dem Verfasser, der seine eigene Ansicht bereits davon gebildet hat, als nicht hieher gehörig, nicht weiter auseinandergesetzt werden sollen. — Er begnügt sich damit, den so eben aufgestellten Anforderungen an die Psychologie nachgekommen zu seyn, und wird zufrieden seyn, wenn man seinen guten Willen und seine redlichen Forschungen dabei nicht verkennt. Was er gab, ist durchaus das Ergebniss seines lange fortgesetzten Natur- und philosophischen Studiums des Menschen. Wenn Manches, ja vielleicht Vieles mit den Ansichten anderer übereinzustimmen scheint; so hat er kein Hehl, ihre Vorarbeiten dankbar benutzt zu haben, weil es ihm nicht einfiel, Bemühungen von Jahrtausenden zu ignoriren oder unbenutzt zu lassen und den ganzen Weg menschlicher Forschung wieder von vorn anzufangen, um, wenn es ihm ja möglich gedünkt hätte, ihn allein zu durchlaufen, am Ende sagen zu dürfen: „Ich danke niemanden etwas!“ Und wie sollte das irgend einem unter uns, auch

dem größten Originalgenie möglich seyn? Aber das behauptet er in Wahrheit und ohne Unbescheidenheit versichern zu dürfen, daß er keinem Gewährsmanne, auch nicht dem gefeiertsten, blindlings nachgetreten sey, sondern Alles geprüft und zumal mit der Natur selbst verglichen habe, was zu thun ihn vieljährige sorgfältige an sich und andern angestellte psychologische Beobachtungen in den Stand setzten. Auch dürfte wohl nicht nur die Anordnung der einzelnen Untervermögen ihm eigenthümlich seyn, sondern auch die Nachweisung des sich durch alle Vorstellkräfte hindurchziehenden Sinnes, des in allen Bestrebungen erkennbaren Triebes und des in allen Gefühlen als Unterlage dienenden Gemeingefühles, so daß nun kein Vermögen mehr als *Deus ex machina* erscheint, so wie die Richtung und Trennung so manches bisher für gleichartig gehaltenen und dagegen die Reducirung unnöthig gehäufte Vermögen auf wenige und deren zweckmäßige Benennung ihm ausschließlich angehören. Was den letztern Umstand anlangt; so muß er ausdrücklich bemerken, daß er zur Fixirung des schwankenden philosophischen Sprachgebrauchs nach Kräften hat beitragen wollen, besonders durch Festsetzung der Begriffe nach dem philosophischen und höheren Gesamtsprachgebrauch der Gebildeten zugleich, und zu dem Ende hat er sich namentlich da, wo ein Gegenstand ausschließlich abgehandelt wurde, stets auf das Bestimmteste ausgedrückt, wenn gleich wegen der nöthigen Abwechslung in der Darstellung anderwärts die Ausdrücke, (z. B. Gemein- und Selbstgefühl, wahrnehmen, empfinden etc.) nicht so genau genommen worden sind.

Auf diese Weise hält der Verfasser auch den zweiten Titel von selbst für gerechtfertigt; denn soll die Psychologie Propädeutik zur Philosophie seyn; so muß sie zugleich critisch verfahren und bis zu dem Punkte hinführen, wo eigentlich die Philosophie selbst beginnt. Aber er bittet nicht zu vergessen, daß es bloß Grundlinien seyn sollen. Die Kürze mag, obwohl sich der Verfasser dabei der möglichsten Deutlichkeit befleißigte und aus demselben Grunde die früher ganz verworren liegenden Vermögen der Bestrebungen und Gefühle auch ausführlicher behandelt hat, vielleicht hie und da noch Dunkelheit übrig, oder Beweise vermissen, oder größere Vollständigkeit wünschen lassen, allein die Absicht des Verfassers möge sie einstweilen entschuldigen, und ein größeres, hoffentlich auch noch gründlicheres Werk in der Folge diesem Uebelstande abhelfen.

Beurtheilen ihn nur sachkundige Männer; so glaubt er keine Mißverständnisse befürchten, sich überhaupt um so weniger scheuen zu müssen, je willkommener ihm Belehrungen seyn werden und je mehr er gewohnt ist, selbst strengen Tadel, wofern er gegründet ist, dankbar anzunehmen. Ist ihm jedoch eine Bitte in dieser Hinsicht vergönnt, so will er in ihr nichts als den Wunsch laut werden lassen, daß ihn Philosophen beurtheilen möchten, d. h. nüchterne Forscher und ruhige Denker, und nicht träumende Phantasten, die im Erfahrungswissen der Einbildungskraft mehr trauen, als den Sinnen und dem Verstande, noch schwärmende Dichter, die Gefühlen sich überlassen, statt der Vernunft zu folgen, uns Dichtungen statt Philosophie geben und

auf eine unwürdige Weise mit Offenbarungslehren spielen, oder im Absoluten schwelgen.

Wohl sieht er voraus, daß man noch manches Einzelne zur Vollständigkeit vermissen werde, aber auf diese machen ja weder Lehrbücher, noch Grundlinien Anspruch. Auch muß er bemerken, daß wenn man ganze Stücke als wesentlich vermissen sollte, wie die Lehre vom Schlaf, vom Magnetismus, den Temperamenten etc., diese nicht sowohl in eine Psychologie, als in die Anthropologie gehören, die er nicht geben wollte, und daß die Einleitung sich auf die letztere bloß stützt, ohne ihren Inhalt, der als bekannt vorausgesetzt werden mußte, zu wiederholen. Nur die Pathologie (Nosologie) der menschlichen Seele dürfte man, da sie wenigstens manche Belege für die vorgetragenen Resultate enthalten würden, nicht ganz ohne Grund vermissen; allein sie lag theils außer dem Gebiete seiner Vorlesungen, theils war sie für den zweiten Zweck seiner Schrift nicht wesentlich. Auch hätte sie den Umfang der Schrift leicht um ein Bedeutendes vermehren können; endlich will der Verfasser, obgleich er im Allgemeinen zu einer festen Ansicht darüber gelangt zu seyn glaubt, hier mehr noch, als anderwärts erst prüfen und die Ergebnisse der neuesten Zeit darüber abwarten.

Wer ihm aber den Vorwurf machen wollte, als ob er Manches zu sehr vereinzelt, den bittet er zu bedenken, daß die wissenschaftliche Gründlichkeit durchaus strenge Sichtung und Sonderung verlangt, und wenn z. B. die sonst nebeneinander gestellten Arten des

Stolzes in der weitesten Bedeutung hier sehr zerstreut erscheinen; so liegt der Grund davon lediglich darin, daß er keine Synonymik der Sprache, sondern eine wissenschaftliche Nachweisung von der Entstehung der Begierden geben wollte und geben mußte. Nachweisungen nach der Paragraphenzahl dienen, wie anderwärts, hoffentlich auch in diesem Falle zur Erleichterung der Uebersicht. Für diese namentlich ist auch das ausführliche Inhaltsverzeichniß berechnet, in welchem außer der Zahl der Abschnitte und Paragraphen — deren Kürze die Angabe der Seitenzahl zum Nachschlagen unnöthig macht — durch Ziffern und Buchstaben auch der wissenschaftliche Zusammenhang, zu dessen Ueberblick im Allgemeinen schon die eingestreuten und am Schlusse zusammengestellten Tabellen dienen, noch näher bezeichnet worden ist.

Was endlich den Styl betrifft; so muß der Verfasser sich begnügen, wenn man ihn nur korrekt und deutlich genug findet — die durch Kürze der Abhandlung veranlafste Undeutlichkeit lege man nicht der Schreibart zur Last —; auf die Schönheit der Darstellung mußte er, wenn sie auch nicht durch den wissenschaftlichen Gang beeinträchtigt worden wäre, schon darum verzichten, weil die Kürze der hierzu verbliebenen Zeit ihn nöthigte, die Paragraphen aus sehr zerstreuten Materialien, in denen sich bei Ausarbeitung des Ganzen noch manche beträchtliche Lücke fand, und größtentheils unmittelbar aus dem Kopfe abzufassen. Er hofft auch dieser Unvollkommenheit, wofern sie

sehr fühlbar und dem Leser hinderlich seyn sollte, wenn Gott ihm Gesundheit und Kräfte verleiht, auf das Werk weniger Tage gereifere Geistesprodukte folgen zu lassen, ein andermal vorzubeugen.

Leipzig, den 24ten März 1824.

M. Ernst Klotz.

Da wegen Entfernung des Druckorts der Verfasser die Aushängbogen nicht zur Durchsicht erhielt; so sind aufser manchem unbedeutenden folgende sinnstörende Druckfehler stehen geblieben, die er zu berichtigen bittet.

Seite. Zeile.

- | | | |
|----|----|--|
| 5 | 6 | v. u. liesfüglich statt. folglich. |
| 31 | 12 | - - - lulianische st. tull. |
| 32 | 4 | v. ob. - sey diese nun st. sich diesenur. |
| 33 | 8 | - - add. nach praevissio: zu betrachten. |
| 38 | 8 | - - - nach Mutterwitz: voraus. |
| 43 | 8 | v. u. lies vorherrscht st. herrscht. |
| 45 | 4 | v. o. - durch den Einfluß der st. durchder. |
| 70 | 16 | v. u. - gleichviel st. gleichwohl. |
| 79 | 6 | - - add. nach Zügellosigkeit: unter den
in Gesellschaft lebenden
Menschen. |
| 89 | 9 | - - - vor also: sich. |

Inhaltsanzeige.

Einleitung: Stellung der Psychologie im Gebiete der Wissenschaften, §. 1. Erfahrungsseelenlehre, §. 2. Begriff derselben und Rücksicht auf den Körper, §. 3. Körperliche Vollkommenheiten des Menschen, §. 4. Ursprüngliche Einheit von Leib und Seele und psychologische Bestimmung des Menschen, §. 5. Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, §. 6. Sitz der Seele, §. 7. Das Nervensystem als Träger der geistigen Subjektivität, §. 8. Körperliche Bedingungen der einzelnen Geistesvermögen, §. 9. Fortleitung der Empfindungen und Willensäußerungen, §. 10. Antheil des Gehirns an Seelenverrichtungen, §. 11. Gibt es angeborene Ideen und ein Verbindungsmittel zwischen Leib und Seele? §. 12. Gall's Hirnorganlehre, §. 13. Pathognomik und Physiognomik, §. 14. — Methoden der Psychologie, §. 15. Quellen der Seelenkunde, §. 16. Schwierigkeiten und Wichtigkeit der Seelenkunde, §. 17. Andeutungen zur Geschichte der Psychologie, §. 18.

Physiologie (Naturlehre) der Seele:

1. Abschnitt. *Vom Bewusstseyn.* Reines Selbstbewusstseyn, §. 19. Ist der geistige Mittelpunkt im Menschen, §. 20. Dreifaches empirisches Bewusstseyn der Existenz, der Individualität und der Persönlichkeit, §. 21. Entwicklungsgeschichte des Bewusstseyns, §. 22. Grade und Stimmungen desselben, §. 23.

2. Abschnitt. *Von den Vermögen und Kräften der Seele im Allgemeinen.* Gibt es Eine Grundkraft? §. 24. Drei comparative Grundvermögen, Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen, und zwei Bedingungen ihrer Erscheinungen, Receptivität und Spontaneität, §. 25. Diese 3 Vermögen können nicht vervielfältigt und nicht verringert werden, — Benennungen, §. 26. Vollkommenheit der vorhandenen Vermögen, Fähigkeiten und Kräfte und Unterschied der letztern, §. 27.

I) Das *Vorstellungsvermögen*, Abschnitt 3 — 6. Begriff desselben und der Vorstellung, §. 28. Eintheilung der Vor-

stellungen, §. 29. Stufenreihe der Vorstellungsthätigkeiten, §. 30. Eintheilung des Vorstellungsvermögens nach den Vorstellungen, §. 31. Schematische Uebersicht über die Vorstellkräfte, §. 32.

A) Das Anschauungsvermögen:

1) die *Sinnlichkeit*, Abschn. 4. Begriff und Begründung derselben §. 33. Eintheilung §. 34.

a) der äußere Sinn und seine fünf Arten, §. 35. Rechtfertigung der letztern mit Ausschluss anderer Sinne, §. 36. Classification, Werth und Vollkommenheit der Sinne §. 42. Verschiedenheit in Sinnesempfindungen und Apologie der Sinnlichkeit, §. 43.

α) das Getast, §. 37.

β) das Gesicht, §. 38.

γ) das Gehör, §. 39.

δ) der Geruch, §. 40.

ε) der Geschmack, §. 41.

b) der innere Sinn, ein einziger. §. 44.

2) Die *Einbildungskraft*, Abschn. 5. Begründung und Begriff derselben, §. 45. Eintheilung, §. 46.

a) reproduktive Einbildungskraft oder Gedächtnis, und seine Eintheilung, §. 47. Werth, Vollkommenheit und Vervollkommnung des Gedächtnisses, §. 50.

α) Erinnerungskraft, §. 48.

β) Besinnungskraft, §. 49.

b) produktive Einbildungskraft oder Phantasie und ihre Eintheilung, §. 51. Anmerkungen über die Einbildungskraft, §. 54.

α) Phantasie im engeren Sinne — Träume und Schlafwandeln, §. 52.

β) Dichtungsvermögen — poetisches Genie, §. 53.

c) reproduktive und produktive Einbildungskraft in Verbindung — Vorhersehungsvermögen und dessen Untertheile. §. 55.

d) Phantasie und Dichtungsvermögen in Verbindung — Bezeichnungsvermögen und dessen Untertheile — Sprache. §. 56.

B. Das Denkvermögen; Abschn. 6. Begriff und Eintheilung desselben, §. 57.

1) Intellektualität und Eintheilung derselben, §. 58.

a) der Verstand, §. 59.

b) die Urtheilskraft, §. 60.

2) Rationalität und Eintheilung derselben, §. 61.

a) theoretische Vernunft, §. 62.

b) praktische Vernunft, §. 63.

II. Das *Bestrebungsvermögen*, Abschnitt. 7 — 11. Verhältniß desselben zum *Vorstellungsvermögen*, §. 64. zum *Gefühlungsvermögen*, §. 65. Eintheilungsgründe, §. 66. Hieher gehörige Begriffserklärungen der Sprache, §. 67. Eintheilung des *Bestrebungsvermögens*, §. 68 — 70. Schematische Uebersicht über alle Arten der Bestrebungen, §. 71.

A) Das *Begehrungsvermögen*:

1) die *Triebe*, Abschn. 8. und 9. Begriff und Begründung des Triebes, §. 72. Eintheilung, §. 73.

a) körperliche Triebe oder Instinkte, Begriff und Eintheilung, §. 74.

α) animalische, Blindheit derselben, §. 81.

1) der Grundtrieb der Selbsterhaltung und seine Modifikationen, §. 75 und 76.

2) der Fortpflanzungstrieb und seine Modifikationen, §. 77 und 78.

3) Der Instinkt der Mutterliebe u. s. Modificationen, §. 79 und 80.

β) humane; Begriff derselben, §. 82.

1) der humane Grundtrieb der Selbstliebe, §. 83 und 84.

2) der Geselligkeitstrieb, §. 85 und 86.

3) gesellige Triebe, Begriff und Eintheilung, §. 87.

a) negativ: Sicherheitstriebe:

α) die vergleichende Selbstliebe, §. 88.

β) der Freiheitstrieb, §. 89.

γ) der Rache- und Rechtstrieb, §. 90.

b) positiv: transitive Bestimmungstriebe, §. 91.

α) der Trieb nach Vermögen (Eigenthum) §. 92.

β) der Ehrtrieb, §. 93.

γ) der Herrschertrieb, §. 94.

b) geistige Triebe, Abschn. 9. Begriff und Begründung des geistigen Grundtriebes der Ausbildung, §. 95. Nähere Bestimmung desselben — auch Freiheitstrieb, §. 96. Spaltung desselben in drei untergeordnete Triebe, §. 97. Metaphysische Begründung und Benennung derselben, §. 98.

α) der Erkenntniss- oder Wahrheitstrieb

- 1) Wissenstrieb,
- 2) Nachforschungstrieb, §. 99.

β) der Willens- oder Tugendtrieb,

- 1) Freiheitstrieb,
- 2) Gewissenstrieb, §. 100.

γ) der Gefühls- oder Schönheitstrieb:

- 1) Geschmackstrieb,
- 2) Gottseeligkeitstrieb, §. 101.

2) Die *Begierden*, Abschn. 10. Begriff, §. 102. Unterschiede §. 103. Eintheilung, §. 104.

a) die aktiven — Wunsch, Gierde und Sucht,

b) die passiven — Neigung, Hang und Leidenschaft.

Bemerkungen über sie und ihre Anordnung, nach den Trieben, §. 107. Aufzählung derselben in dieser Ordnung; §. 108 — 120. Allgemeine Bemerkungen über die Begierden und ihre Verwandtschaft, §. 121.

B) Das *Selbstbestimmungsvermögen*, Abschn. 11. Begriff und Nachweisung desselben im Triebe, §. 122. Eintheilung, §. 123.

1) *Willkühr*, Begriff und Eintheilung, §. 124.

a) sinnlich - intellektuelle Willkühr, §. 125.
Unterschied von den Begierden, §. 126.

b) rein intellektuelle, §. 127.

2) *Freiheit*, Begriff, §. 128.

a) Freier Wille, §. 129.

b) Guter Wille, oder Charakter, §. 130.

III. Das *Gefühlsvermögen*, Abschnitt 12 — 18. Begriff und Stellung zu den übrigen Vermögen, §. 131. Apologie und Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Gefühle, §. 132. Gemeinschaftliche, allgemeine Merkmale, §. 133.

A) Die *einfachen Gefühle* und ihre Eintheilung, §. 134 und 135. Schematische Uebersicht, §. 136.

A) Das *Empfindungsvermögen*:

1) Das *Gemeingefühl*, Abschn. 13. Begründung und Begriff, §. 137. Das *Urgefühl*, §. 138. Eintheilung, 139.

a) *Lebensgefühl*, §. 140 und 141. u. s. Modifikationen, §. 142.

b) *Selbstgefühl*, §. 143 und 144. Modifikation, §. 145.
lange Weile, §. 146 und 147. Schwindel, §. 148.

2) *eigenthümliche körperliche Gefühle*, Abschn. 14. Begriff und Eintheilung, §. 149. Nothwendige Anmerkung, §. 150. Allgemeine lokale Gefühle, §. 151.

a) *animalische*, der Kitzel, §. 152. Der Wollustkitzel, §. 153. Gefühl bei dem Niesen und Gähnen, §. 154. Beängstigung, §. 155. Emotionen: Wimmern und Heulen, §. 156. Der Ekel, §. 157. Der Hunger, §. 158. Der Durst, §. 159.

b) *Humane*, das Lachen, §. 160. Kitzelnde Vorstellungen, §. 161. lächerliche Vorstellungen, §. 162. Das Weinen, §. 163. Damit verknüpfte Emotionen: Thränen und Schluchzen, §. 164. Beklemmung und Seufzen, §. 165. Humane Modifikationen von animalischen Gefühlen, §. 166.

B) Das *obere Gefühlsvermögen*, Abschn. 15. Uebergang, §. 167. Begriff und Begründung der geistigen Gefühle, §. 168. Genauere Unterscheidung von den körperlichen, §. 169. Unterschied der geistig einfachen Gef. von den zusammengesetzten und Eintheilung, §. 170.

1) *sympathetische Gefühle*, Begriff, §. 171. Eintheilung, §. 172.

a) *sinnlich-erzeugte*, §. 173 und 174. Dem Menschen eigenthümlich. §. 175.

b) *geistig-erzeugte*, §. 176.

Benennung beider Arten, §. 177. Einfluss auf Freundschaft und Liebe, §. 178. Antipathie, §. 179.

2) *idealische Gefühle* und ihre Eintheilung, §. 180. Gemeinschaftliche Merkmale und Unterschiede beider Arten, §. 181. Modifikationen des Idealischen in beiden, §. 182.

a) *die ästhetischen insbesondere*, §. 183 und 184.

b) *die religiösen*, §. 185 und 186.

B) Die *zusammengesetzten Gefühle*, Abschn. 16 und 17. Begriff, §. 187. Gesetz und Eintheilung, §. 188.

a) *theoretische Gefühle*, §. 189.

A. *contemplative*,

1) *sensuelle* §. 190 -- 192.

2) *imaginative*:

a) *memorative*, §. 193.

b) *phantastische*, §. 194.

B) *speculative*, §. 195.

1) intellektuelle

a) logische

b) judiciöse, §. 196.

2) rationelle — apodiktische, §. 197.

b) *praktische Gefühle*, Abschn. 17. Begriff und Eintheilung, §. 198.

A) *pathologische*:

1) instinktartige, §. 199.

2) begierliche, §. 200 und 201.

B) *moralische*, Begriff und Eintheilung, §. 202.

1) arbiträre, §. 203.

2) ethische, §. 204.

C. Die verschiedenen *Grade der Gefühle* und die *Affekte*.
Umfang der Gefühle, §. 205. Dauer und Stärke, §. 206. Affekt, §. 207. Affekten des Empfindungsvermögens, §. 208. Affekten des Gefühlsvermögens, §. 209. Eintheilung der Affekten, §. 210.

Schluss, nebst Tabelle über alle Vermögen, §. 211.

Empirische Psychologie.

E i n l e i t u n g.

§. 1.

Das wichtigste Studium des Menschen ist der Mensch. Von hoher Bedeutsamkeit muß daher für jeden Gebildeten die Wissenschaft seyn, welche den Menschen, sowohl nach seinem leiblichen, als nach seinem geistigen Wesen, genau darstellt: die Anthropologie, die mit ihrem einen Bestandtheile — der Somatologie (Physiologie) — sich an die Naturbeschreibung anschließt, und mit dem andern — der Psychologie — die Grundlage der wahren Reflexionsphilosophie ausmacht; also den Uebergang von den physischen zu den philosophischen Wissenschaften bildet.

§. 2.

Da wir weder von Seelen an sich, oder von reinen Geistern, noch von Thier- oder Pflanzenseelen etwas mit Bestimmtheit wissen und aussagen können, weil es unmöglich ist, uns in ihre Lage zu versetzen; so enthält die Psychologie von

selbst den Begriff der psychischen Anthropologie, und kann ebendarum weder eine allgemeine Pneumatologie, noch eine rationelle oder apriorische Seelenlehre, sondern nur eine auf Beobachtungen an uns und andern, und darüber angestellten Verstandesreflexionen gebaute Erfahrungswissenschaft — empirische Psychologie — seyn.

§. 5.

Deshalb darf die Psychologie, als die wissenschaftliche Darstellung der Ankündigungen des menschlichen Geistes innerhalb des Kreises der Erfahrung, auch keine bloße Sammlung von Begriffserklärungen psychischer Zustände des Menschen seyn; sondern sie muß auf die wirklichen Erscheinungen des Seelenlebens und deren rückwärts liegende Gründe eingehen. Daher verschmäht sie auch die Rücksicht auf den menschlichen Körper nicht, sondern, weil er als ursprünglich mit der Seele verbunden erscheint, — denn von einem früheren isolirten Zustande der Seele wissen wir gleichfalls nichts; — so betrachtet sie auch den Geist nur als Seele, d. h. als einen mit einem Leibe verbundenen Theil der wesentlich von der Materie verschiedenen Intelligenz.

§. 4.

Sie steigt demnach von der niedrigsten Stufe der Körperbildungen, in welchen die Materie unter einer gewissen Form erscheint, auf der Lei-

ter der Organisationen aufwärts, bis zur Betrachtung des vollkommensten Organismus, der zum freiesten Gebrauch für den Geist geschickt ist, bis zu dem menschlichen Organismus auf; erkennt seine Vorzüge vor dem thierischen, die vornämlich in dem aufrechten Gange und dem freiesten Gebrauch zweier vollkommenen Hände, so wie in seiner Verbreitsamkeit und gränzenlosen Vervollkommnungsfähigkeit bestehen, und hütet sich ebenso vor grobem, unphilosophischen Materialismus, wie vor leerem Spiritualismus.

§. 5.

Weder erscheint ihr der Geist als ein bloßes Ergebnis, noch auch als Schöpfer des menschlichen Organismus, sondern der ganze Mensch als eine ursprüngliche Einheit von der denkenden Intelligenz und der sich ausdehnenden Materie, mithin als in Zeit und Raum zugleich existirend, untheilbar und nicht zusammengesetzt, obwohl nach dem Leben der Trennung fähig und schon hier die Eigenschaften der Intelligenz und der Materie so vereinigend, daß sie einander gegenseitig durchdringen, die Gebundenheit der letztern den Charakter der Freiheit annimmt und die Freiheit der erstern zum Theil die Schranken der letztern erfährt; weshalb es psychologisch die höchste Aufgabe des Menschen seyn muß, das Physische mit dem Psychischen in eine solche Uebereinstimmung zu bringen, daß das erstere ganz unter die Willkühr der Seele, und diese da-

durch ganz unter die Gesetze ihrer eigenen Freiheit zustehen komme, und eine Art von instinktmäßiger Naturnothwendigkeit zum Guten sie nöthiget.

§. 6.

Die zwischen der Seele und dem Leibe herrschende innige und thätige Verbindung, die sich, sowohl in den durch den Körper von aussen zur Seele gelangenden Empfindungen und Vorstellungen, als in den von der Seele ausgehenden willkürlichen Muskelbewegungen und den oft unwillkürlichen Einwirkungen beider auf einander, deutlich an den Tag legt, ist daher weder die Folge eines physischen Einflusses, noch eines gelegentlichen Beistandes, noch einer leibnitzischen vorherbestimmten Harmonie (*systema influxuum, causarum occasionalium et harmoniae praestabilitae*); sondern das Resultat jener ursprünglichen Einigung und gegenseitigen Durchdringung im Organismus selbst.

§. 7.

Auch muß ebendaram die Idee, der Seele einen Sitz im menschlichen Körper, als einen Ort im Raume beizulegen, verwerflich erscheinen; denn, ohne irgendwo räumlich zu seyn, durchdringt sie doch den ganzen Organismus. Anders verhält es sich, wenn man darunter den Punkt versteht, wo sich die Wirkungen geistiger Veränderungen im Körper am merklichsten äußern, und wo die Organe der äußern Empfindbarkeit zusammenlaufen, um die Sinneseindrücke zum Bewußtseyn zu führen

(das *sensorium commune, schema perceptionis*.) Dann muß das Gehirn, so verschiedenartig auch die Meinungen der ältern Philosophen und Physiologen darüber sind, und namentlich das verlängerte Hirnmark, unstreitig für den Centralpunkt der geistigen Thätigkeit angesehen werden; denn die Empfindung erlischt und Lähmung tritt ein in den Theilen, deren Hauptnerv nicht mehr mit dem Gehirn in Verbindung steht; die Seelenfunktionen werden gestört, wenn organische Krankheiten oder mechanische Verletzungen des Gehirns statt finden; in der Nähe des Gehirns, das im obersten Theile des Organismus thronet, liegen die wichtigsten Sinnorgane, und von ihm, oder seiner Fortsetzung, dem Rückenmarke, gehen alle Nerven aus.

§. 8.

Nur wo Nerven sind, ist Empfindung. Das gesammte Nervensystem, bestehend aus dem Gehirn, als der Blüthe oder der Krone, dem Rückenmarke, dem Stamme, und den Nerven, faden- oder wurzelförmigen Fortsetzungen des Gehirns und Rückenmarkes, ist demnach das Organ, durch welches die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib zunächst bewirkt und unterhalten wird. Bei den Nerven können wir folglich drei Systeme unterscheiden: das der animalischen Sensibilität, dessen Nerven aus dem Gehirn und Rückenmark entspringen; das der organischen Sensibilität, dessen Nerven aus den Nervenknotten (Ganglien) hervorgehen und sich besonders in drei Gegenden, der

phrenischen, der des Sonnengeflechts und der des Generationssystemes, als in ihren Brennpunkten, vereinigen; und die Ganglienbette, oder das sympathische System, welches zum Theil aus dem Gehirn entspringt, aber mit verschiedenen Nerven-geflechten des organischen Systemes communicirt und die merkwürdige Verbindung zwischen jenen beiden Systemen unterhält.

§. 9.

Durch die animalische Sensibilität gelangt die Seele zu Empfindungen von der Außenwelt und so zum Selbstbewußtseyn; durch die Eindrücke auf die Nerven der organischen Sensibilität zu Gefühlen von dem Daseyn und jedesmaligen Zustande des Körpers, die nur dunkel, vermittelt des sympathischen Nerven zum Gehirn und somit zum Bewußtseyn gelangen, und auf diese Weise den, durch das Gefühl dessen, was dem Körper nützlich oder schädlich ist, erzeugten Trieb oder Instinkt auch in Verbindung mit dem Willen bringen. So läßt sich zugleich die Entstehung und der Zusammenhang der drei, vom menschlichen Organismus abhängigen, Seelenvermögen nachweisen, deren Sitz, insoweit sie sinnlicher Natur, d. h. körperlich, sind, man in den drei Höhlen des Kopfes, der Brust und des Unterleibes zu suchen hat; wobei man jedoch das Zusammenwirken des ganzen Organismus nie aus dem Augen verlieren darf.

§. 10.

Alle Nerven haben zwei Endigungen: ein Centralende, in dem Gehirn oder den Ganglien, und ein peripherisches, nach aussen. Wie nun die auf das peripherische Ende von aussen erfolgten Eindrücke bis zum Gehirn, oder die von der Seele ausgehenden Veränderungen von dem Centralende bis in die äussersten Glieder fortgeleitet werden; darüber läßt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit nur soviel behaupten: dafs ein ganz feines, inponderables Nervenfluidum, dessen Basis das Agens der thierischen Elektricität seyn mag, als das eigentliche Prinzip der Lebenskraft von dem Gehirn und den Nervenknotten aus dem Blute abgesondert zu werden und durch alle Theile ebenso zur Empfindung, wie zur willkührlichen Muskelbewegung hinzuströmen scheine; dafs dabei wohl die Gesetze des Mechanismus, des Chemismus, Galvanismus und Magnetismus mit im Spiele sind, allein keineswegs den alleinigen und erwiesenen Grund alles Lebens ausmachen.

§. 11.

Dafs das Gehirn einen grossen Antheil an den Verrichtungen der Seele habe, ergiebt sich aus der Abhängigkeit der Seelenverrichtungen von der Beschaffenheit und dem Zustande des Gehirns, aus der Vergleichung des weichen und spröden Gehirns bei Kindern und Greisen mit den psychischen Erscheinungen beider Lebensalter und den nachtheiligen Wirkungen mechanischer Verletzungen und organi-

nischer Krankheiten des Gehirns auf die Operationen der Seele, so wie aus dem unvollkommenen Leben des Acephalus; doch folgt daraus nicht, daß die Seelenverrichtungen bloß Gehirnaktionen seyn, und das Geistige im Menschen bloß in der bewundernswürdigen Struktur des Gehirns gesucht werden müsse; sondern bloß soviel, daß das Gehirn der Seele die vorhandenen Sinneseindrücke zuführt, Spuren davon zur Reproduktion aufbewahrt und den Muskeln die Befehle des Willens mittheilt.

§. 12.

Die höheren Seelenverrichtungen, die Aktionen des Verstandes, der Vernunft und das freie Wollen fühlen wir als ursprüngliche Thätigkeiten in uns, welche allein Handlungen der Seele sind. Ob aber die Vorstellungen der Seele alle erst aus der Erfahrung stammen, oder ob es angeborene Ideen gebe; darüber sind die Meinungen ebenso getheilt, wie über die Beantwortung der Frage: ob zwischen Geist und Körper noch ein Medium, welches die Wechselwirkung zwischen beiden unterhält, sey es nun eine gröbere, thierische Seele, oder ein feineres ätherisches Körperwesen, statt finde? — Dort hat man sich einerseits vor schematischem Intellektualismus ebenso, wie vor poetischer Schwärmerei zu hüten, und die Anlage zur Reflexion wohl von dem gegebenen Stoffe (Inhalte der Vorstellung) zu unterscheiden. Hier löst auch die Annahme eines Mediums die räthselhafte Verbindung nicht, und wer den undurchdringlichen

Schleier heben will, geräth nothwendig in ein Chaos von Irrthümern.

§. 15.

Zu welchen irrigen Ansichten dergleichen Untersuchungen führen, bestätigt die gallische Schädellehre, welche für die physischen, intellektuellen und moralischen Fähigkeiten im Gehirn besondere Organe annimmt, die sich in ihrer gehörigen Ausbildung am Schädel durch eine Wölbung und Erhöhung verrathen sollen; denn sie widerspricht nicht nur der Freiheit der menschlichen Seele, sondern auch der Erfahrung; und gesetzt es existirten solche Hirnorgane, so könnten sie auch durch die öftere und starke Anstrengung der Seele ausgebildet worden seyn, ohne dafs von ihrer primären Bildung im Fötus die Gröfse und Stärke einer Neigung oder Seelenfähigkeit abzuhängen brauchte.

§. 14.

Auf den genauen Zusammenhang und die gegenseitige Wechselwirkung der Seelenthätigkeiten des Menschen und der Organisation seines Körpers gründet sich auch die allgemeine Verständlichkeit der natürlichen Geberdensprache und die Vermuthung, dafs man aus dem Aeußeren eines Menschen auf sein Innres schliessen könne. Auch ruht, da alle Affekte und Leidenschaften ihren bestimmten Ausdruck am Körper, namentlich in dem Gesichte und vornämlich im Auge, als dem Spiegel der Seele, haben, die Pathognomik, wenn nicht

Verstellung sie täuscht, auf sicheren Gründen. Ebenso die Physiognomik, insoweit sie sich auf die bleibendgewordenen Züge in den weichen, unter der Willkühr der Seele stehenden, Theilen des Gesichtes beschränkt, wenn sie gleich mehr als Kunst geübt, denn als Wissenschaft behandelt seyn will; nicht aber, wenn sie auch auf die festen Theile des Schädels und den ganzen Körperbau sich ausdehnen will. —

§. 15.

Was die Behandlung und das Studium der Psychologie anlangt; so hat man sich eben so vor der einseitig physiologischen, oder materialistischen, als der einseitig metaphysischen, oder idealistischen, Methode zu hüten. Zwischen diesen beiden Extremen mitten innen liegt die wahre empirische, welche den Weg der Beobachtung einschlägt, sinnliche Aufmerksamkeit und Schärfe des Verstandes verbindet; zwar bald synthetisch das Mannichfaltige im Bilde vereinigt, um zur Kenntniss der Menschen zu gelangen, bald analytisch das Mannichfaltige nach Verstandesgesetzen sichtet, um Kenntniss des Menschen zu bewirken, aber immer zu einem bedächtigen Anschauen und zum anschaulichen Denken des Ganzen zurückkehrt.

§. 16.

Als die wichtigsten Quellen der Seelenkunde sind unstreitig die eigenen Erfahrungen, so-

wohl zufällige Wahrnehmungen, als absichtliche Beobachtungen und willkürlich veranstaltete Versuche, sie mögen nun an uns selbst, oder an andern vorgenommen werden, zu betrachten; denn keinen Zustand der Seele, von dem wir nicht wenigstens etwas Aehnliches erfahren haben, können wir uns ganz deutlich vorstellen. Da aber manche Seelenzustände nicht in den Kreis unserer Erfahrung fallen; so muß der Psycholog nothwendig fremde Erfahrungen zu Hülfe nehmen; doch nehmen hier wegen ihrer Unzuverlässigkeit die eigenen Geständnisse und Selbstbiographien nur den zweiten Platz nach charakteristischen Geschichtswerken, Reisebeschreibungen, psychologischen Schriftstellern, Dichtern und Romanschreibern ein.

§. 17.

Sowohl die Natur der geistigen Erscheinungen selbst, ihr dichter Zusammenhang, ihr unaufhörlicher Wechsel und ihre häufige Unverständlichkeit, als auch der subjektive Zustand des Beobachtenden, der manche Wahrnehmungen trübt, oder ganz seinen Blicken entzieht, so wie Vorurtheile und die Verstellung der Menschen setzen dem Psychologen manche Schwierigkeiten in den Weg. Auch kann nicht geläugnet werden, daß dem scharfen Beobachter mancher Reiz des Angenehmen, Schönen und Guten schwindet, aber doch nur zu seinem Vortheile; denn desto reiner geht ihm die Sonne der Wahrheit auf, nur die Täuschung schwindet, und Welt-

und Menschenkenntniß entschädigt ihn reichlich für seinen Verlust. — Keine höhere Wissenschaft kann die Seelenlehre ganz entbehren.

§. 18.

Bereits in den ältesten Zeiten erkannte man den hohen Werth des Menschenstudiums; insbesondere hatten die Griechen einige Theile des menschlichen Gemüthes, namentlich den Willen und die Leidenschaften, genau studirt; allein eine eigene Seelenlehre hatten sie noch nicht. Die Folgezeit kam aber durch die aristotelisch — scholastische Philosophie von dem richtigen Gesichtspunkte, den die Alten im Leben festgehalten hatten, wieder ab, und verlor sich in metaphysischen Untersuchungen. Erst Christian Wolff zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Begründer einer empirischen Psychologie, neben welcher aber noch lange eine rationale sich behauptete, die in den neuesten Zeiten häufig mit einer materialistischen in Opposition trat.

Physiologie der menschlichen Seele.

Erster Abschnitt.

Vom Bewußtseyn.

§. 19.

Die allgemeine Bedingung aller geistigen Erscheinungen im Menschen ist das Bewußtseyn. Der Mensch unterscheidet nämlich alle seine Zustände, die er in der Erfahrung wahrnimmt, von einem Etwas, das bei allem Wechsel der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen unwandelbar und unverändert eines und dasselbe bleibt, und dadurch, daß es dazu dient, alles Wechselnde daran, als an etwas Beharrliches, zu knüpfen, allein es dem Menschen möglich macht, Erfahrung zu haben. Er nennt dieses bleibende in seinem Wesen sein Ich, und schreibt sich in sofern Selbstbewußtseyn (Bewußtseyn des Ich, *Apperceptio*, Ichheit) zu.

§. 20.

Dieses reine Selbstbewußtseyn begleitet ihn zwar nicht ursprünglich in der nöthigen Klarheit, sondern entwickelt sich erst allmählig, während seines Zeitlebens; ist aber gleichwohl kein bloßes Denken seines Ichs, sondern ein unmittelbares Selbstwissen seines Seyns, das eben darum auch weder bewiesen, noch geläugnet werden kann. Darum aber, daß es in seinem normalen Zustande jedes-

mal mit dem Erkennen eines Etwas begleitet ist, das nicht das Ich selbst ist, folgt noch nicht die Verschiedenheit desselben vom Ich selbst.

§. 21.

Das empirische Bewußtseyn läßt sich am besten nach den dasselbe begleitenden Vorstellungen unterscheiden. Das Bewußtseyn des vorstellenden Subjekts erzeugt das Bewußtseyn der Existenz, welches als Innewerden eines mit dem Ich genau zusammenhängenden Körpers das Selbst- oder Gemeingefühl heißt. Das Bewußtseyn des vorgestellten Objektes erzeugt das Bewußtseyn der Welt und der Verschiedenheit seines einfachen Ichs von derselben, oder seiner Individualität; und das Bewußtseyn der Vorstellung als solcher erzeugt das empirische Selbstbewußtseyn, das Bewußtseyn der Persönlichkeit, die bald eine logische, bald eine ästhetische, bald eine moralische seyn kann.

§. 22.

Das empirische Bewußtseyn wird aber erst nach und nach ein Bewußtseyn der genannten Bestimmungen. Im Kinde ist es noch ganz mit den angenehmen und unangenehmen Gefühlen des Körpers verschmolzen, bloß Selbstgefühl; vermittelt der erhöhten Wirksamkeit der äußern Sinne erhebt es sich zum Bewußtseyn der Individualität; wird noch später, nach öfterer Ausübung

der Denkkraft und Freiheit, Bewußtseyn der Persönlichkeit, und erhebt sich am spätesten zu dem lichten Punkt im Innern, welchen wir das reine Selbstbewußtseyn nennen.

§. 23.

Diese verschiedenen Arten des Bewußtseyns können ab- und zunehmen, haben also eine intensive Gröfse, oder Grade, deren wir, nach den mit dem Bewußtseyn verknüpften Vorstellungen, drei unterscheiden. Es kann nämlich das Bewußtseyn entweder blofs dunkel, oder klar, oder deutlich seyn. Das Vermögen der Seele, etwas zu größerem Bewußtseyn zu bringen, heist Aufmerksamkeit — Attention, Beobachtung, Nachdenken, Betrachtung, Achtsamkeit. — Ihr gegenüber stehen Abstraktion und Vertiefung, Zerstreuung und Zerstreutheit. — Da zu anhaltendes Attendiren mannichfaltige Nachtheile für Geist und Körper erzeugt; so hat die Natur selbst ihm viele Hindernisse in den Weg gestellt.

Zweiter Abschnitt.

Von den Vermögen und Kräften der Seele im Allgemeinen.

§. 24.

Die im Selbstbewußtseyn verbürgte Untheilbarkeit der menschlichen Seele, verbunden mit dem Streben der Vernunft nach Einheit, führte auf die

Vermuthung, daß die Seele auch nur Eine Grundkraft besitze. Allein es nöthigt uns weder die Einfachheit der Substanz zur Annahme der Einheit der Attribute; noch ist die Maxime der Vernunft, Einheit zu suchen, ein Gesetz, woran die Natur selbst schlechterdings gebunden wäre. — Auch widerspricht die Erfahrung jener Behauptung; und noch weniger kann man in angeborenen Ideen oder Gefühlen einen Grund für dieselbe finden.

§. 25.

Doch kommen dem Menschen gewisse comparative Grundvermögen und zwar von Natur zu: Das Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen, die sich ebenfalls auf den im Bewußtseyn gegebenen Unterschied des Subjektes, des Objectes und der Vorstellung beziehen lassen. Zum Grunde liegen ihnen indeß noch die beiden, aus dem Wesen des Menschen unmittelbar hervorgehenden, Bedingungen alles Seelenlebens, die Empfänglichkeit (Receptivität) und Selbstthätigkeit (Spontaneität).

§. 26.

Diesen drei Vermögen lassen sich aber auch alle geistigen Erscheinungen am Menschen unterordnen, so daß, da wir dieselben auf möglichst einfache Prinzipien zurückzuführen suchen müssen, die Annahme von mehreren coordinirten Vermögen mit Grund verworfen werden kann. — Das Vorstellungsvermögen wird auch Kopf, oder vorzugsweise

Geist genannt; das Gefühls- und Bestrebungsvermögen aber bezeichnet man wegen ihres genauen Zusammenhanges mit den gemeinschaftlichen Namen Herz und Gemüth.

§. 27.

Die Vollkommenheit der vorhandenen Vermögen, Fähigkeiten und Kräfte besteht in der Uebereinstimmung ihrer Beschaffenheit, Grösse und Proportion mit dem besonderen Zwecke jedes einzelnen und dem allgemeinen Endzwecke aller zusammengenommen. Sie ist entweder natürlich, oder entstanden und erworben, aber nicht bei allen Individuen gleich groß, obwohl immer merklich von den thierischen Vollkommenheiten verschieden. — Naturell ist der Inbegriff aller eigenthümlichen Bestimmungen, die an den Kräften eines Menschen in Concreto gefunden werden.

Dritter Abschnitt.

Von dem Vorstellungsvermögen im Allgemeinen.

§. 28.

Zwar beginnt das geistige Leben des Menschen nicht mit Wirkungen der, uns über die objektive Beschaffenheit der Dinge in der äusseren Welt belehrenden, Sinnlichkeit; noch weniger mit den Wirkungen einer höheren, selbstthätigen Erkenntniskraft, sondern vielmehr mit Gefühlen eines

angenehmen oder unangenehmen Daseyns; allein das allgemeinste Merkmal alles dessen, was wir im Bewußtseyn festhalten können, ist das der Vorstellung. Daher beginnen wir die Darstellung der einzelnen Seelenkräfte mit dem Vorstellungsvermögen. — Die Vorstellung läßt sich aber nicht definiren, sondern nur dadurch deutlich machen, daß man ihre Entstehungsart zeigt.

§. 29.

Am füglichsten theilt man die Vorstellungen ein in concrete und abstrakte. Die erstern, Anschauungen genannt, beruhen entweder auf einer gegenwärtigen Empfindung (Wahrnehmung); oder bestehen in bloßen Bildern, d. h. Anschauungen von nicht gegenwärtigen, aber sinnlich erkennbaren Gegenständen, (Einbildungen). Die abstrakten (Gedanken) stammen entweder aus Sinnesanschauungen, (Begriffe); oder sind rein geistige Produkte der Vernunft, denen nichts in der Sinnenwelt entspricht, (Ideen). Die Verbindung eines Begriffes mit einer bestimmten Wahrnehmung gewährt Erkenntniß; die Verknüpfung einer Idee mit einem Bilde erzeugt Ideale.

§. 30.

Die Empfänglichkeit (*receptivitas*) unsrer Seele beim Vorstellen (*representare*) steigert sich zur freiesten Selbstthätigkeit (*spontaneitas*) in folgender Stufenreihe: 1) Afficirtwerden

(*affici*), 2) Empfinden (*sentire*), 3) Auffassen (*apprehendere*), 4) Einbilden (*imaginare*), 5) Wahrnehmen (*percipere*), 6) Kennen (*noscere*), 7) Erkennen (*cognoscere*), 8) Verstehen (*intelligere*), 9) Einsehen (*perspicere*), 10) Begreifen (*comprehendere*), 11) Denken (*cogitare*), 12) Idealisiren (*consummare*). Darum könnte man eben so viele Untertheile des Vorstellungsvermögens aufführen, wenn der Seelenlehre nicht vielmehr an der Reducirung auf wenige Vermögen, als an Bereicherung mit Namen gelegen wäre.

§. 31.

Das Vorstellungsvermögen (auch das Erkenntnisvermögen im weiteren Sinne genannt) besteht zwar stets in einem wechselseitigen Einflusse der Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit; allein bald ist der Geist dabei mehr leidend, bald mehr handelnd. Im erstern Falle heisst es das Anschauungs- oder untere Erkenntnisvermögen; im zweiten das Denk- oder obere Erkenntnisvermögen. Da aber die Anschauungen doppelter Art sind, indem sie entweder von gegenwärtigen oder abwesenden Dingen entlehnt sind; so hat auch das Anschauungsvermögen zwei Theile: *Sinnlichkeit*, entweder äusserer Sinn, wenn das Subjekt von einem Objekt afficirt wird, oder innerer Sinn, wenn es sich selbst afficirt, und *Einbildungskraft*, die entweder reproduktiv, Ge-

dächtnifs, oder produktiv, Phantasie ist. Und da die Gedanken ebenfalls zweifacher Art, entweder von sinnlich wahrnehmbaren, oder von übersinnlichen Dingen entlehnt sind; so hat auch das Denkvermögen (auch Verstand oder Vernunft im weitern Sinne genannt) zwei Untervermögen: Verständigkeit (Intellektualität), die in Verstand (im engern Sinne) und Urtheilskraft; und Vernünftigkeit (Rationalität), die in theoretischer und praktischer Vernunft (im engeren Sinne) besteht.

§. 32.

Daraus ergibt sich zur Uebersicht der gesamten Vorstellkräfte des menschlichen Geistes folgendes Schema:

I) *Unteres Erkenntnifs-* oder *Anschauungsvermögen*:

1) Sensualität, oder Sinnlichkeit:

a) äußerer Sinn,

b) innerer Sinn;

2) Imagination, oder Einbildungskraft:

a) reproduktive, oder Gedächtnifs.

b) produktive, oder Phantasie.

II) *Oberes Erkenntnifs-* oder *Denkvermögen*:

1) Intellektualität, oder Begriffsvermögen:

a) Verstand, (Begriffsbildungsvermögen),

b) Urtheilskraft, (Begriffeverbindungsvermögen);

2) Rationalität, oder Ideenvermögen:

a) theoretische } Vernunft.
b) praktische }

Vierter Abschnitt.

Von der Sinnlichkeit.

§. 35.

Sinnlichkeit, als ein Theil des Vorstellungsvermögens, ist die Fähigkeit, durch Empfindungen, die durch gegenwärtige Gegenstände oder Zustände erregt werden, zu Anschauungen zu gelangen. Da aber alle Empfindungen auf der Reizbarkeit (Irritabilität) unsrer Nerven beruhen, welche Empfänglichkeit (Receptivität) voraussetzt; so gründet sich die Sinnlichkeit (Sensualität) auf die Empfindungsfähigkeit (Sensibilität) der Organe und mithin rückwärts auf die Empfänglichkeit überhaupt.

§. 34.

Da alle Empfindungen entweder durch äussere Eindrücke (Reize), oder durch innre Erregungen (Affektionen) hervorgebracht werden; so ist auch die Sinnlichkeit eine doppelte, in dem sie entweder Anschauungen von Gegenständen im Raum – oder Anschauungen von Zuständen in der Zeit liefert. Im erstern Falle wird sie äusserer, im letztern innerer Sinn genannt. Alles, was daher im Raume sich findet, ist Gegenstand des äus-

seren Sinnes, und da das, was Raum erfüllt, Körper heisst; so wird der Inbegriff der Anschauungen des äusseren Sinnes, die Körperwelt, oder insofern sie ausser uns befindlich ist, die Aussenwelt genannt, wozu dann unser eigener Körper auch mit gerechnet werden muss, insoweit er äusserlich erkannt wird; dahingegen der Inbegriff der Anschauungen des inneren Sinnes zwar nicht Geisterwelt, denn diese ist übersinnlich und somit auch über die Zeit erhoben, wohl aber, im Gegensatz der Aussenwelt, die Innenwelt heissen kann. Beide zusammen, die Aussenwelt und Innenwelt, machen, da sie beide durch Sinnlichkeit von uns erkannt werden, die Sinnenwelt aus.

§. 35.

Der äussere Sinn ist demnach die bestimmte Fähigkeit der Receptivität, von aussen so afficirt zu werden, dass dadurch objektive Empfindungen in uns entstehen, wenn gleich damit nicht geläugnet werden soll, dass die auf die letztern gegründeten Vorstellungen oder Anschauungen Erzeugnisse der Thätigkeit des Geistes sind, die nur durch einen besondern Reiz in den Sinnorganen veranlasst worden ist. Wenn man von mehreren und namentlich fünf äusseren Sinnen: Getast, Gesicht, Gehör, Geschmack und Geruch, spricht; so darf man darunter nicht so viele äussere Anschauungsvermögen verstehen: denn ein und dasselbe Vermögen liefert nur fünf verschiedene Arten der Anschauung, und der Unter-

schied derselben beruht blofs theils auf der Verschiedenheit der Organe, auf welche, theils auf der Art und Weise, wie auf dieselben eingewirkt wird.

§. 56.

Aufser diesen fünf Arten der äufseren Sinnesanschauungen, dem Tasten, Sehen, Hören, Schmecken und Riechen, gibt es aber auch weiter keine. Daher ist die Behauptung von sechs oder mehreren Sinnen ebenso der gewöhnlichen Annahme und Erfahrung zuwider, als es falsch ist, noch einen allgemeinen Sinn vom besondern zu unterscheiden; denn jener ist nichts anders, als entweder die Sensibilität überhaupt, oder das aus der Verbindung der Seele mit einem organischen Leibe hervorgehende Gemeingefühl, die Grundlage alles Lebens, aber nicht der letzte Grund der Erkenntnifs, welche im Bewusstseyn sich findet.

§. 57.

Das Getast ist der erste Sinn, welcher aus der Vitalempfindung zur Auffassung der objektiven Welt sich entwickelt, und daher die Grundlage aller übrigen Sinne. Zwar ist er wegen der Nothwendigkeit einer mechanischen Berührung in Hinsicht auf seinen Umfang eingeschränkt; allein von der grössten Wichtigkeit für uns, denn er überzeugt uns nicht nur am evidentesten von dem Vorhandenseyn einer Körperwelt, sondern lehrt uns auch mannichfaltige Eigenschaften derselben, ihre Ausdehnung,

Gestalt und Dichtigkeit, erkennen; dient ebendeshalb zur Berichtigung der übrigen Sinne und erhebt den Menschen, der ihm seine ganze Industrie verdankt, recht eigentlich schon als Sinnenwesen über das Thier, dem er nicht zukommt.

§. 58.

Verwandt mit dem Getaste, sowohl in Hinsicht auf die Erkenntniß der objektiven Welt, als auch wegen ihrer gegenseitigen Unterstützung, ist das Gesicht, dessen Empfindungen eine durch das Licht bewirkte Affektion des in der Nervenhaut des Auges sich verbreitenden Sehnervens zum Grunde liegt. Dieser Sinn ist also nicht unmittelbar, und gibt ebendarum keine Evidenz von der Objektivität der Außenwelt und ihren körperlichen Beschaffenheiten, sondern gewährt ursprünglich bloß Anschauungen von erleuchteten und gefärbten Flächen. Doch läßt er manches durch Schlüsse erkennen, und ist, wenn er gleich durch Getast und Gehör ersetzt werden kann, doch darum der edelste Sinn, weil er den ausgebreitetsten Wirkungskreis, die schnellste und unermüdbarste Thätigkeit und die größte Reinheit in seinen Wirkungen besitzt; die deutlichsten Empfindungen liefert, den reinsten sinnlichen Genuß vermittelt und mit allen Thätigkeiten der Seele in der genauesten Verbindung steht.

§. 59.

Die Mitte zwischen diesen beiden und den zweimal mehr subjektiven Sinnen des Geruchs und Ge-

schmacksbildet der Gehörsinn, der durch den Schall der Körper uns nur wenig objektive Kenntniß der Dinge verschafft, und besonders als Tonsinn leicht eine überwiegende Stimmung der subjektiven Empfindung zur Folge hat; aber nicht bloß als Grund eines gemeinschaftlichen Genusses den Namen eines edeln Sinnes verdient, sondern vorzüglich deshalb, weil er, artikulierte Laute auffassend, in Verbindung mit den Sprachwerkzeugen das beste Mittel der Mittheilung der Gedanken und des ganzen geselligen Lebens wird. Musik und Sprache veredeln den Menschen so, daß namentlich die letztere zur Ausbildung der Vernunft unentbehrlich zu seyn scheint.

§. 40.

Der zweckmäfsig mit dem äufseren Respirationsorgan in Verbindung stehende Geruch macht uns zwar auch mit einer Eigenschaft der riechbaren Körper bekannt; liefert aber doch nur dunkle Anschauungen, für deren Bezeichnung überdies die Sprache arm ist. Wie der Geschmack innig mit dem Lebensgeföhle verbunden, dient er besonders zur Prüfung des dem Leben Nachtheiligen oder Nützlichen, und äußert eben deshalb einen so grossen Einfluß auf das Selbstbewußtseyn, daß er Ohnmachten augenblicklich erzeugen und heben kann. Spät sich entwickelnd und bald wieder verschwindend kann er nur wenig vervollkommnet werden, zumal da er nicht unter der Willkühr steht.

§. 41.

Am Eingange des Speisekanals steht der Geschmack als Wächter des genießbar Schädlichen; wozu ebenfalls eine chemische Auflösung, wie beim Geruche, erforderlich ist. Als Lustsinn gewährt er nur wenig Stoff zur Erkenntniß, und schwer ist es, seine Empfindungen deutlich zu unterscheiden; so groß auch sein Einfluß auf Lebensweise, Organisation des Körpers und selbst die Entwicklung der Seelenkräfte ist, indem er besonders zur Ausbildung der Unterhaltungskünste dient; der Grund, warum Geschmack selbst zur Bezeichnung des Gefühles des Schönen gebraucht wird.

§. 42.

Dem bisherigen zufolge theilt man die fünf Modificationen des Einen Sinnes wohl am richtigsten in mehr objektive (Erkenntnißsinne) und subjektive (Lust- oder Genußsinne). Zu jenen gehören sodann Getast und Gesicht, zu diesen Geruch und Geschmack, und mitten inne steht das Gehör. Fragt man aber nach ihrem Werth; so muß man ebenfalls jene doppelte Beziehung berücksichtigen, und darnach auch über ihre Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit urtheilen. Das bei dem Mangel eines Sinnes eintretende Vikariat eines andern muß theils aus der ursprünglichen Organisation, theils aus Uebung erklärt werden, als auf welchen beiden Bedingungen überhaupt die Vollkommenheit der Sinne beruht.

§. 43.

Trotz der Gleichartigkeit der menschlichen Erkenntnißkräfte in Hinsicht des äußeren Sinnes bei allen Individuen findet doch mitunter eine große Abweichung in den Empfindungen statt, die häufig von der geringeren oder größeren Empfänglichkeit abhängt, oder auch von künstlichen Mitteln, welche dieselbe bald erhöhen, bald schwächen. Daher hat man den Sinnen zum Vorwurf gemacht, daß sie den Verstand verwirrten, beherrschten und täuschten. Allein bei allem möglichen Sinnen-schein müssen die Sinne dennoch in Schutz genommen werden, da sie nicht nur die ersten Erkenntnisse liefern, sondern ohne sie sich auch der Verstand gar nicht entwickeln könnte.

§. 44.

Der innre Sinn (vgl. §. 34.) ist die bestimmte Fähigkeit der Receptivität, von innen so afficirt zu werden, daß dadurch Anschauungen von den körperlichen Erscheinungen, Vorgängen, Zuständen und Veränderungen in uns dem Bewußtseyn zugeführt werden. Er ist daher weder eins und dasselbe mit dem Bewußtseyn oder dem Selbstgeföhle, noch mit dem Verstande oder der Einbildungskraft, mit denen er oft verwechselt wird; aber nur Einer, weil wir bei ihm keine Verschiedenheit der Organe kennen, da alle Nerven des sensibeln Systemes gleichmäfsig dazu dienen. Doch kann man ihn nicht abläugnen; denn ohne ihn würde eine wesentliche Lücke in unsrer Erkenntniß ent-

stehen, und am wenigsten das Leben der Menschen ohne die größte Gefahr bestehen können.

Fünfter Abschnitt.

Von der Einbildungskraft.

§. 45.

Zunächst an die Sinnlichkeit schließt sich, als zweiter Theil des untern Vorstellungs- oder Anschauungsvermögens, die Imagination oder Einbildungskraft an, bei welcher sich die Seele schon nicht mehr, wie bei dem Sinne, bloß leidend, obwohl nicht rein selbstthätig, wie bei dem oberen Erkenntnißvermögen, verhält. Es ist aber die Einbildungskraft (vgl. §. 31.) der Grund der Möglichkeit, Vorstellungen von Dingen auch ohne deren Gegenwart zu erhalten, oder das Vermögen der Anschauungen von abwesenden Gegenständen und Zuständen, die eben deshalb, zum Unterschiede von den bloßen Sinnesanschauungen gegenwärtiger Gegen- und Zustände, Bilder heißen.

§. 46.

Da diese aber doppelter Art sind, entweder *Nachbildungen*, Wiederholungen früher gehabter Sinnesanschauungen, oder *Einbildungen*, Erzeugnisse unsers Vorstellungsspieles, obwohl nur neue Zusammensetzungen von Nachbildungen; so ist man genöthigt, die Einbildungskraft selbst in zwei Untervermögen zu theilen: in die nachbildende,

wiederholende oder wiedererzeugende (reproduktive) und in die bildende schlechthin, schaffende oder schöpferische (produktive), die sich selten bei demselben Individuo in einem hohen Grade vereinigt finden, weil sie einander Abbruch thun. — Wir nennen die erste das Gedächtniß im Allgemeinen, die letztre Phantasie; obgleich bemerkt werden muß, daß die Psychologen in diesen Benennungen am wenigsten übereinstimmen.

§. 47.

Die reproducirende Einbildungskraft darf nicht von dem Gedächtnisse unterschieden werden; denn das Vermögen, Vorstellungen aufzubewahren, ist nicht wesentlich von der Kraft verschieden, sie wieder zum Bewußtseyn zu bringen; vielmehr ist letztre bloß die Aeufserung des ersteren. Insofern aber die Erneuerung gehabter Vorstellungen stets an anschauliche Zeichen geknüpft ist, kann man nicht ein sinnliches und verständiges Gedächtniß unterscheiden. Dagegen ist der Unterschied zwischen unwillkührlichem und willkührlichem Gedächtniß wohl haltbar, weil er sich auf das Verhalten des Geistes bei den Verrichtungen desselben gründet. Das unwillkührlich reproducirende Gedächtniß kann Erinnerungskraft, das willkührlich reproducirende Besinnungskraft heißen.

§. 48.

Die Vollkommenheit der Erinnerungskraft hängt zunächst von der Vollkommenheit des Repro-

duktionsvermögens überhaupt ab, und dieses ist um so vollkommener, je mehrere Vorstellungen es hervorruft, je leichter dies geschieht, je lebhafter und deutlicher, je länger und treuer es wiederholt. Der Lauf seiner Vorstellungen richtet sich zwar gewöhnlich nach den Associationsgesetzen der Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit, Stetigkeit und des Contrastes; macht aber auch, durch organische Bedingungen verleitet, häufig Sprünge, weshalb es auch, besonders in moralischer Hinsicht gerathen ist, es, soviel möglich, der Willkühr unterzuordnen, was theils durch Aufmerksamkeit der Seele auf andre Dinge, theils durch die Stärke des Willens bewirkt werden kann.

§. 49.

Die Besinnungskraft, (gewöhnlich Gedächtniß im engeren Sinne genannt), ist das Vermögen, durch Bilder gehabte Vorstellungen aller Art willkührlich, d. h. mit Freiheit, zu erneuern. Je gröfser der Grad der Freiheit bei seinen Reproduktionen ist, desto weiter entfernen sich diese eben darum von den Associationsgesetzen, obgleich diese auch für die Besinnungskraft als Hülfsmittel dienen, da das vorsätzliche Besinnen, ohne Anknüpfung an eine natürliche Gedankenreihe, oft mit grofser Anstrengung verbunden und dennoch vergeblich ist. Doch steht die Besinnungskraft auch noch unter eigenen Gesetzen. Vergeblich sind aber die Versuche, sie weiter nach dem Inhalte ihrer Reproduktionen, oder nach gewissen im Gehirn

befindlichen Organen einzutheilen, wenn sie gleich von letzterem in vielfacher Hinsicht abhängig zu seyn scheint.

§. 50.

Der häufig überschätzte Werth des Gedächtnisses darf nicht zu sehr herabgesetzt und ebendeshalb seine Uebung nicht vernachlässigt werden, als welche am meisten zu seiner Vervollkommenung beiträgt. Da es aber besonders als Besinnungskraft von grossem Nutzen ist; so muß zu den Vollkommenheiten des Reproduktionsvermögens überhaupt (vgl. §. 48.) noch besonders die Willkühr der Besinnung hinzukommen und diese am meisten gestärkt werden; denn unglaublich ist es, wie weit es der Mensch darin bringen kann. Eine nüchterne Mnemonik wird aber zu dem Ende immer mehr Aufmerksamkeit und Uebungen im mechanischen, ingeniösen und judiciösen Memoriren, als tullianische Schemate empfehlen. — Schwäche des Gedächtnisses heisst Vergesslichkeit, von der die Kunst zu vergessen wohl unterschieden werden muß.

§. 51.

Die produktive Einbildungskraft heisst Phantasie im weitern Sinne. Ihre Produktivität oder vermeinte Schöpferkraft ist indeß nicht so groß; als manche glauben, indem sie bloß durch Zusammenetzen und Absondern aus dem Reichthume des Gedächtnisses, aber nicht einfach neue Bilder zu lie-

fern im Stande ist. Es kommt ihr daher auch bloße Aktivität und keine Spontaneität zu, zumal da sie zu ihrer Thätigkeit immer eine Veranlassung bedarf, sich diese nur in Anschauungen oder Begriffen enthalten. Gleichwohl ist die Eintheilung derselben in sinnliche und intellektuelle keine wesentliche; wohl aber gründet sich auf die Natur des Geistes die zweite Eintheilung in eine willkührliche und unwillkührliche, welche letztere vorzugsweise Phantasie genannt werden kann, während man die willkührliche unter dem Namen des Dichtungsvermögens begreift.

§. 52.

Die unwillkührlich produktive Einbildungskraft oder Phantasie im engeren Sinne des Wortes erzeugt Vorstellungen in uns nicht bloß ohne, sondern selbst wider unsern Willen, zwar nach gewissen, aber minder bindenden Gesetzen, und zwar ebensowohl im wachen Zustande, als im Schläfe, indem sie bald Phantasmen, bald Träume erzeugt. Besonders in letzteren spielt sie eine große Rolle und zeigt da ihre große Unabhängigkeit von den Gesetzen des Sinnens und Denkens. Deshalb ist auch der Werth der Träume nicht zu hoch anzuschlagen und ihre Zurechnungsfähigkeit um so mehr problematisch, je leichter auch organische Reize zu ihrer Entstehung mitwirken. Verwandt mit ihnen ist der abnorme Zustand des Traum- oder Schlafwandels.

§. 53.

Bei der willkührlich produktiven Einbildungskraft, oder dem Dichtungsvermögen bemächtigt sich der Verstand des Gedankenlaufes, zerstreut die Blendwerke, ordnet das Unzusammenhängende durch ein Gesetz und entwirrt jene so, daß man sie durch die Einheit des Ortes und der Zeit verbindet. Im innigen Zusammenhange mit dem Gefühle bildet die Phantasie hier das poetische (künstlerische) Genie, das, wenn auch an eigne Regeln gebunden, doch auch der Uebung und Disciplin bedarf. Ueberhaupt ist die früher oft verkannte Phantasie in neueren Zeiten, namentlich von Naturphilosophen, ebenso häufig in ihrem Werthe überschätzt worden, (als das alleinige produktive und zwar selbstthätige Vermögen!) so unläugbar viel ihr auch immer Kunst und Wissenschaft verdanken mögen.

§. 54.

So frei in einer Hinsicht die Thätigkeit des menschlichen Geistes in der Phantasie sich über das Reich der Wirklichkeit erhebt, und eine so große Macht sie selbst über den menschlichen Organismus ausübt; so abhängig ist sie doch auch in andrer Hinsicht von körperlichen Bedingungen und den Einflüssen äußerer Mittel, die sie bald hemmen und schwächen, bald erhöhen und in Begeisterung und Ekstase versetzen können. So leicht sie daher in krankhafte Zustände ausartet, und Veranlassung zu mannichfachen Täuschungen und unnützen Spielen gibt; so unverkennbar sind doch die Vorthei-

le einer gutgeregelten Einbildungskraft, wenn sie sonst die nöthige Stärke und Vollkommenheit dabei besitzt.

§. 55.

Als ein Ergebnifs des Zusammenwirkens der reproductiven und produktiven Einbildungskraft oder des geistigen Kreislaufes unsrer Vorstellungen ist das Vorhersehungsvermögen (*praevisio*), von welchem man noch sowohl die physische Ahnung (*praesensio*), als die verständige Vorherwartung gewisser Begebenheiten (*expectatio casuum similium*) unterscheiden muß. Jenes ist aber entweder Vorhersagung (*praesagitio*), natürlich; oder Wahrsagerci (*vaticinatio*), widernatürlich; oder Weissagung (*divinatio*), übernatürlich. Die wahrsagenden Träume gehören theils in die Classe der physischen Ahnungen, die auf dem Gemeingefühle beruhen, theils zum unverständigen Aberglauben.

§. 56.

Unwillkührliches und willkührliches Dichtungsvermögen haben sich vereinigt in dem Bezeichnungsvermögen, (*facultas signatrix*). Bei der Bezeichnung (*signatio*) unterscheidet man das Zeichen (*signum*) und das Bezeichnete (*significatum*), welche beide in der Bedeutung (*significatio*), des Zeichens zusammenfallen. Die Zeichen aber sind entweder natürliche, oder künstliche, auf Uebereinkunft beruhende. Die erstern

theilt man in Rücksicht auf die Zeitverhältnisse wiederum in demonstrative, rememorative und prognostische; die letztern sind entweder bildlich oder nichtbildlich, (für das Auge z. B. Abbildungen und Symbole, — oder Charaktere). — Das wichtigste Ergebniss des Bezeichnungsvermögens ist die Sprache, und die Uebersetzung der hörbaren Zeichen derselben in sichtbare, die Schrift; denn auf diesen beiden beruht die Gesamtcultur der Menschheit.

Sechster Abschnitt.

Von dem Denkvermögen.

§. 57.

Von der gebundenen und freien Aktivität in Sinn und Einbildungskraft erhebt sich der menschliche Geist zur freieren und freiesten Spontaneität im oberen Erkenntniss- oder Denkvermögen, (auch Verstand oder Vernunft im weiteren Sinne genannt), und zwar ebenfalls, wie das Anschauungsvermögen, in zwei Abstufungen; denn das Denken bezieht sich sowohl auf die Erkenntniss des Allgemeinen, als des Nothwendigen. Im ersteren Falle schreiben wir dem Menschen Intellektualität zu, (Verständigkeit, oder Verstand im engeren Sinne), oder das Vermögen etwas in Begriffen (allgemeinen Anschauungen) vorzustellen; im zweiten Rationalität (Vernünftigkeit, oder Vernunft im engeren

Sinne), oder das Vermögen etwas in Ideen (allgemeinen Bildern) zusammenzufassen.

§. 58.

Die Intellektualität entspricht demnach dem freigewordenen Sinne, aus dessen Anschauungen lediglich die Begriffe sich ergeben, indem das Mannichfaltige derselben hier in der dem Menschen eigenthümlichen höheren und freien Subjektivität so zur Einheit verbunden wird, daß alle gleichartigen Anschauungen unter denselben Begriff passen. Das Begriffevermögen ist aber wiederum zweifach, je nachdem es bloß mit Bildung, oder mit Verbindung von Begriffen beschäftigt ist. Im ersteren Falle führt es den Namen Verstand (im engsten oder eigentlichsten Sinne); im zweiten aber wird es Urtheilskraft genannt.

§. 59.

Der Verstand im engsten Sinne des Wortes, oder das Vermögen, aus dem zerstreuten Sinnesanschauungen die einartigen unter allgemeine Vorstellungen zusammenzufassen, d. h. Begriffe zu bilden hat, weil dieses Geschäft selbst eine zusammengesetzte Thätigkeit ist, die mehrere geistige Operationen voraussetzt, verschiedene Funktionen, als das Vergleichen und Absondern, die Reflexion und Abstraction, die Combination und Determination, so wie endlich das Verknüpfen (die Synthesis) der Merkmale zur Einheit einer Vorstellung. Die Lehre von den Begriffen und ihrer weiteren Eintheilung gehört

indess in die Logik. Hier verdient nur noch bemerkt zu werden, daß der Verstand, eben weil er das Gleichartige zusammenfaßt und ordnet, zugleich das Vermögen der Regeln, wornach dies erfolgt, und der Systematik, mithin für die Wissenschaften von großer Bedeutung ist, wenn gleich nicht vergessen werden darf, daß er, wie überall, so auch dabei nur eine formelle Rolle übernimmt. — Daß seine Entwicklung und seine Gesundheit wenigstens zum Theil von organischen Bedingungen abhängig ist; das beweisen besonders krankhafte Erscheinungen in Rücksicht dieses Seelenvermögens.

§. 60.

Während so der Verstand von dem Besondern zu dem Allgemeinen aufsteigt, um es unter Begriffen und Regeln zusammenzufassen; so besteht die Function der Urtheilskraft darin, daß sie das im Begriffe oder in der Regel enthaltene Allgemeine auf das darunter gehörige Besondere anwendet, wodurch die Erkenntnisse des Verstandes allererst für das Leben brauchbar gemacht werden, indem sie auf diese Weise wieder mit lebendigen Anschauungen in Beziehung und Verbindung treten. — Insofern aber die Ideen der Vernunft außer dem Charakter der Nothwendigkeit auch den der Allgemeinheit an sich tragen, und das, was der Mensch mit Absicht und Ueberlegung thut, ihnen als Besonderes untergeordnet seyn soll; insofern kommt der Urtheilskraft auch die Einsicht in die Uebereinstimmung oder Nicht-

übereinstimmung der menschlichen Handlungen und Werke mit den Ideen zu. Da sie ferner aus einer besondern Verbindung des Verstandes mit dem Gedächtnisse hervorzugehn scheint; so wird es auch erklärlich, warum sie nicht, wie der Verstand, durch Unterricht geschärft, sondern nur durch Uebung berichtigt und ausgebildet werden könne. Doch setzt sie immer noch ein angebornes Talent, (Mutterwitz), und von ihr gilt eigentlich, was man von dem Verstande im allgemeinen sagt, er komme nicht vor den Jahren.

§. 61.

Die Rationalität dagegen (vgl. §. 57. f.) entspricht der an eine innere Gesetzmäßigkeit gebundenen Einbildungskraft, aus deren freien Bildern die Ideen hervorgehen; indem die alle zerstreuten Vollkommenheiten zu einem Ganzen verknüpfende (die totalisirende und idealisirende) Einbildungskraft der höheren und freien Thätigkeit des Menschen in der Vernunft unterworfen wird, und nur diejenigen ihrer mit abstrakteren Merkmalen des Verstandes verwebten Bilder den Charakter der Nothwendigkeit, mithin Realität für uns erhalten, welche die Prüfung der nach Denkgesetzen vernehmenden Vernunft aushalten. Sind die Ideen daher gleich mehr Anschauungen und Bildern, als Begriffen des Verstandes vergleichbar, (wiewohl man sie auch Vernunftbegriffe — richtiger Vernunftanschauungen oder Vernunftvorstellungen genannt hat); so hat sich in ihnen das Denken des menschlichen Geistes doch am

freiesten erhoben, indem sie Vorstellungen einer Vollkommenheit sind, der gar nichts in der Erfahrung Vorhandenes entspricht; auf das Uebersinnliche gerichtet sind, und daher auch erst nach den Begriffen erkannt werden.

§. 62.

Die Vernunft, insofern sie Ideen erzeugt, heisst theoretische (erkennende) Vernunft. Die Produktion dieser Vernunftvorstellungen erfolgt aber nicht durch unmittelbare Anschauung und Abstraktion von Anschauungen, wie die der Begriffe, denn ihr Inhalt ist nicht sinnlich erkennbar und daher auch dem Verstande nicht zugänglich; sondern vielmehr durch Schlüsse von als allgemein gültig erkannten Grundsätzen auf die Nothwendigkeit gewisser Dichtungen (Bilder) der Phantasie. Die theoretische Vernunft ist demnach allerdings auch das Vermögen zu schliessen, was man dem Verstande hat beilegen wollen; denn sie nur leitet, die Gesetze ihrer Wirksamkeit in sich selbst tragend, das Besondere aus dem Allgemeinen ab, und stellt dasselbe somit nach Prinzipien und als nothwendig vor. Man kann sie also auch durch das Vermögen der Prinzipien erklären, von denen das des zureichenden Grundes für den menschlichen Geist von jeher das größte Interesse hatte.

§. 63.

Wenn so die theoretische Vernunft nach dem Grunde der Erkenntnifs, welche auf das Un-

sichtbare gerichtet ist, fragt, und ihn in jedem Falle anzugeben bemüht ist; so fragt dagegen die praktische Vernunft nach dem innern Warum und den Prinzipien (Bestimmungsgründen) unsres Urtheils und Handelns. Sie ist ein Vermögen der Zwecke, und auf sittliche Güte in Worten und Thaten gerichtet, deren Einstimmung mit sich selbst (Consequenz) nur aus festen Maximen, und deren Einklang mit der allgemeinen Vernunft nur aus allgemein gültigen Gesetzen hervorgehen kann. Weil diese nun nur von der Vernunft, als dem Vermögen der Prinzipien, ausgehen können; so ist diese zugleich gesetzgebend, oder das Vermögen der eignen (freien) Gesetzgebung, und hiermit ist der Cyklus des Vorstellungsvermögens geschlossen; denn in dieser Höhe trifft es mit den übrigen Vermögen, namentlich mit dem freien Willen und Gewissen, gleichsam in dem Einen Endpunkte, zusammen.

Siebenter Abschnitt.

Von dem Bestrebungsvermögen im Allgemeinen.

§. 64.

Parallel mit der Entwicklung des Sinnes bis herauf zu seiner freiesten Stufe, der Vernunft, läuft die Entfaltung des Triebes; aber beide sind einander in ihren Richtungen gerade entgegengesetzt. Bei dem Erkennen sucht der Mensch die objekti-

ve Welt subjektiv, d. h. geistig, in sich aufzunehmen, die Thätigkeit ist also von aussen nach innen gerichtet; bei dem Wollen (hier im weiteren Sinne, *volitio*, nicht *voluntas*) dagegen streben wir subjektiv aus uns heraus, um die objektive Welt zu bestimmen und so zu verändern, dafs unser Selbstgefühl nicht unangenehm dadurch affizirt wird; die Thätigkeit ist also von innen nach aussen gerichtet. — Man kann daher wohl sagen, die Erkenntnißseite des Menschen gleiche dem negativen Pol des Magneten, die Willensseite aber dem positiven, und das Gefühl dem Indifferenzpunkte O in der Mitte; aber es kann dies in der Sphäre der Freiheit auch nur als Vergleich gelten, und nichts erklären.

§. 65.

Was namentlich das Verhältniß des Gefühles zu dem Bestrebungsvermögen anlangt; so ist es nicht nur der Zeit nach früher vorhanden, sondern gemeiniglich auch der Grund von den Aeufserungen des Triebes, das eigentlich Treibende. Man kann daher auch das Bestrebungsvermögen nicht wohl, wie es gewöhnlich geschieht, als ein Verlangen, Vorstellungen durch ein freies Wirken nach aussen zu realisiren, erklären; denn das ursprünglich bei dem Wollen Beabsichtigte sind nicht Vorstellungen, oder ihnen entsprechende Objekte, sondern vielmehr angenehme Zustände des Gefühles; und das Begehren wird somit mehr durch etwas Fehlendes, durch ein Bedürfnis angeregt, als durch Vorstellungen,

oder etwas als künftig wirklich Vorgestelltes. Man kann daher wohl auch sagen, jedem Begehren müsse ein unangenehmes Gefühl vorausgehen, insofern auch angenehme Gefühlszustände im Vergleich zu einem gewünschten noch angenehmeren als relativ unangenehm zu betrachten sind.

§. 66.

Schon hieraus erhellet genugsam, dafs man die einzelnen Aeufserungen des Wollens, die Bestrebungen, nicht, wie bei dem Vorstellungsvermögen, nach ihrem Inhalte (Objekte) beurtheilen und classificiren könne; denn wenn dort die Thätigkeit zuerst von den Objekten veranlaßt wurde, um dieselben formell in sich aufzunehmen; so gründen sich dagegen die Bestrebungen auf innere Zustände, welche erst Veranlassung von der Richtung der Thätigkeit nach aufsen, oder dem Triebe, werden. Somit muß auch die Eintheilung des Bestrebungsvermögens in seine Untertheile von inneren Bestimmungen abhängig seyn, und von der verschiedenartigen innern Natur der Bestrebungen selbst abgeleitet werden.

§. 67.

Für die Verschiedenheit derselben bürgt schon die Sprache, welche die verschiedenen Modifikationen des Wollens verschieden benennt; denn aufser dem allgemeinsten Ausdrucke des Strebens (*petere*) und Bestrebens (*appetere*) stellte sie noch eine Menge Unterschiede des Bestrebens in folgenden

Worten auf: Verlangen (*expetere*), Begehren (*cupere*), Sehnen (*desiderare*), Gelüsten (*concupiscere*), Wünschen (*optare*), Wollen (*velle*), Sich bestimmen (*libere velle*); und sodann bezeichnet sie die mannichfachen Zustände des Wollenden noch mit folgenden Ausdrücken: Trieb (*instinctus*), Neigung (*inclinatio*), Hang (*propensio*), Gierde (*cupido*), Gierlichkeit (*cupiditas*), Leidenschaft (*passio*), Sucht (*libido*); und in andrer Hinsicht: Wahl (*arbitrium*), Entschlufs (*consilium*), Beschlufs (*decretum*) und freier Wille (*voluntas s. vol. libera*). Doch kann die Sprache uns um so weniger zum festen Maasstab einer Eintheilung dienen, je schwankender der Sprachgebrauch in Hinsicht auf diese Worte ist. Auch wollen wir nicht einen verbalen, sondern realen Unterschied kennen lernen.

§. 68.

Ein solcher findet sich zunächst und am unverkennbarsten ausgedrückt zwischen dem Trieb und dem freien Willen; denn wenn gleich beim ganzen Bestrebungsvermögen, als welches immer nach aussen gerichtet ist, die Thätigkeit (Aktivität) herrscht, so ist der Grund derselben doch bald mehr in der Empfänglichkeit (Receptivität), bald mehr in der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes (Spontaneität) zu suchen. Mag es seyn, dafs bei dem Menschen der Trieb nie blofser Naturtrieb (blinder Instinkt) ist, und der Wille nur selten ganz unabhängig von andern, als seinen eigenen Bestimmungs-

gründen, mithin ganz frei beschließt; so ist doch jener Unterschied unlängbar; und auf ihn gründet sich zuvörderst der Unterschied zwischen dem untern und oberen Bestrebungsvermögen, oder dem Begehrungsvermögen und dem Selbstbestimmungsvermögen.

§. 69.

Die Begehrungen, die Aeufserungen des untern Bestrebungsvermögens, stützen sich aber wiederum entweder blofs auf dunkle Gefühle, oder zugleich auf Erkenntniß des Begehrten. Im ersteren Falle heißen sie Triebe, die zwar auch auf Objekte gerichtet sind, aber nicht auf bestimmte, und daher mehr formal bleiben; im zweiten heißen sie Begierden, bei welchen der Verstand als Erkenntnisvermögen einfließt, aber blofs zum Dienst der Sinnlichkeit. — Je nachdem die Triebe auf organische Bedürfnisse des Leibes, oder höhere der Seele gerichtet sind, heißen sie ferner körperliche oder geistige. Die Begierden hingegen schlüssen sich entweder näher den blinden Trieben an, in den passiven Neigungen und Leidenschaften, oder mehr der verständigen Willkühr in den aktiven Suchten; sind aber dem Wesen nach allemal nur durch hinzugekommene Erkenntniß modificirte Triebe.

§. 70.

Und wie der Sinn sich nicht nur durch die Einbildungskraft, sondern auch durch das Denkver-

gen, Verstand und Vernunft, hinziehet; so ist auch der ursprünglich blinde Trieb noch in dem obern Bestrebungs-, Willens-, oder Bestimmungsvermögen unverkennbar, nur dafs er hier durch der freien Subjektivität den Charakter der Nothwendigkeit verloren hat. Die Selbstbestimmung erfolgt aber entweder nach Willkühr, verständigen Willen, der praktisch als Klugheit erscheint, und zwar bald nach sinnlich-intellektuellen, bald nach rein intellektuellen Motiven, oder nach Freiheit vernünftigem Willen, der praktisch als Weisheit erscheint, und zwar wiederum zwiefach, bald sich richtend nach Vernunftmaximen als freier Wille, bald durch Hinzukommen von moralischen Gefühlen gebunden an Vernunftprinzipien, als Charakter, (guter Wille).

§. 71.

Es lassen sich dem Bisherigen zufolge die einzelnen Arten von Bestrebungen, und die Untertheile des Bestrebungsvermögens, zu leichter Uebersicht, in folgendem Schema darstellen:

I. *Unteres Bestrebungs- oder Begehrungsvermögen:*

1) Triebe:

a) körperliche, oder Instinkte,

b) geistige, (oder Willenstriebe);

2) Begierden:

a) passive, oder Leidenschaften, (Neigungen),

b) aktive, oder Suchten, (Begierden).

II. Oberes Bestrebungs- oder Selbstbestimmungsvermögen:

- 1) Willkühr, oder verständiger Wille:
 - a) sinnlich - intellektuelle,
 - b) rein intellektuelle;
- 2) Freiheit, oder vernünftiger Wille:
 - a) freier Wille,
 - b) Charakter, (guter Wille).

Achter Abschnitt.

Von den Trieben überhaupt und den körperlichen Trieben insbesondere.

§. 72.

Der Trieb, als ein Untertheil des Bestrebungsvermögens betrachtet und nicht als Grundcharakter desselben, insofern dieser in einer Richtung von innen nach aussen (§. 64.) besteht, mithin in seiner engeren Bedeutung (§. 69.), ist das in der ursprünglichen Organisation der menschlichen Natur gegründete Streben der Seele, auf innerlich gefühlte Reize (Erregung) ihre Kraft zu äussern, oder der innere Grund von der Möglichkeit, seinen Zustand den gefühlten Bedürfnissen gemäß (§. 65.) zu verändern. Er ist demnach mit unserer Natur nothwendig gegeben, und nicht sein Daseyn hängt von unserer Willkühr ab, sondern nur seine Aeufserung und Wirksamkeit. Schon daraus erhellt, dass

er nicht eine reine Aeufserung der ursprünglichen Spontaneität sey, sondern vielmehr ein, allererst leidend angeregter, alsdann aber unbewusst (blind) thätig wirkender, Nisus des mit einem organischen Leibe und dessen Empfänglichkeit innig verbundenen Geistes.

§. 75.

Da sich demzufolge der Trieb nach seinem ersten Entstehen nicht äusserlich kund thut, sondern blofs auf einer innern Anregung, die zunächst aus der verschiedenen Modifikation des Gemeingefühles hervorgeht, beruht; und da er noch weniger auf bestimmte Objekte, sondern nur auf die Veränderung innerer Zustände, (die freilich oft nur durch äussere Gegenstände, aber gleichviel durch welche, bewirkt werden kann), gerichtet ist; so darf auch der Grund zur weitem Eintheilung der Triebe nicht ausserhalb der Sphäre des menschlichen Organismus, wie bei der ihm entsprechenden Sinnlichkeit, gesucht werden, sondern mufs lediglich aus dem inneren, ihn allererst erregenden, Bedürfnisse hergenommen werden. Mag dieses nun gleich grösstentheils auf einem gemeinschaftlichen Zwecke der sinnlich - vernünftigen Menschennatur beruhen; so lassen sich doch die Bedürfnisse von dem forschenden Denker, und folglich auch die Triebe auf zwei Arten, auf körperliche, die ihren letzten Grund in dem organischen Leibe, und auf geistige, die denselben in der Natur des Geistes haben, zurückführen.

§. 74.

Die körperlichen (sinnlichen) Triebe oder Instinkte sind sonach aus, sich unmittelbar im Selbstgeföhle ankündigenden, Bedürfnissen des sinnlichen Theiles der Menschennatur stammende Erregungen seiner Kraft, die im Fortgange ihrer Aeußerung als innere, aber nur bewußtlose, Gründe seiner Thätigkeit und des Wechsels derselben erscheinen. Der Mensch, als Sinnenwesen, ist aber sowohl thierisches, als eigentlich menschliches Geschöpf und hat als solches ebensowohl mit den Thieren gemeinschaftliche, als ihm eigenthümliche Bedürfnisse, darum auch animalische und humane Triebe, ohne daß bei letzteren noch auf das Wesen seines Geistes Rücksicht genommen würde, wenn gleich das Inwohnen einer höheren Natur in dem Organismus dabei vorausgesetzt wird, indem sie eigentlich nur durch Anschauungen bestimmte Richtungen der animalischen Triebe sind.

§. 75.

Der animalische Grundtrieb ist der der Selbsterhaltung, als welcher die Fortdauer des individuellen Organismus, den man als den seinigen empfindet, bezweckt. Er äußert sich zuvörderst formell als Trieb nach Wohlsein (Genuss oder Lust); denn Alles, was das Gefühl des Menschen unangenehm afficirt, droht ihm Zerstörung und Untergang. Daher sind auch alle animalischen Triebe, da sie insgesamt aus dem Erhaltungstriebe

entspringen, eigenlustig. Der Erhaltungstrieb äußert sich ferner, ebenfalls formell, bald als Thätigkeitstrieb, bald als Trieb nach Ruhe, d. h. als Bestrebung den empfundenen Zustand im Organismus entweder zu verändern oder zu erhalten. Ohne jene Bestrebung würde überhaupt kein Leben stattfinden können; ohne die letztere würden die mannichfaltigen Anreizungen zur Thätigkeit das Leben zerstören. Daher und weil alle Thätigkeit ursprünglich nur auf die Erhaltung der Individualität und ihres Wohlseins gerichtet ist, mithin lieber leicht beschäftigt, als stark angestrengt seyn will, erscheint der Thätigkeitstrieb oft als Spieltrieb.

§. 76.

Material erscheint der Selbsterhaltungstrieb, namentlich der Trieb nach Wohlseyn, als Trieb zu athmen, erzeugt durch das Gefühl der Beengung; als Nahrungstrieb, Eß- und Trinklust, bedingt durch die thierischen Gefühle des Hungers und Durstes; als Ausleerungstrieb, herbeigeführt durch das Bedürfnis, das, was sich von den genossenen Nahrungsmitteln nicht assimilirt hat, wieder aus dem Körper zu entfernen; als Ekel, als Trieb, sich des in den Magen aufgenommenen Schädlichen auf dem kürzesten Wege zu entledigen; als Appetit (Gelüsten) nach bestimmten, dem Organismus zuträglichen, Genüssen, (namentlich bei erhöhter Sensibilität, wie im Krankheitszustande); als Trieb zu freier Bewegung des Körpers (in Deh-

nen, Strecken etc.); als Trieb allem Schmerz- und Gefahrdrohenden durch schnelle Bewegung des Körpers zu entgehen, (wohin der thierische Schauer, das Verschliessen der Augen, das Niesen etc. gehört). — Da die Objekte des Nahrungstriebes bei dem Menschen, der die Charaktere des Carnivors und Herbivors in dem Baue seines Gebisses und Darmkanales vereinigt, Animalien und Vegetabilien zugleich sind, und da er die Individualität der Gegenstände, namentlich der Thiere, die er in die Substanz seines Organismus verwandeln (assimiliren) will, vernichten, d. h. sie tödten muß, weil alles Individuelle dem andern widersteht, so entwickelt sich aus dem Selbsterhaltungstrieb auch der Trieb zu Tödten oder der Mordtrieb im guten Sinne.

§. 77.

Der Fortpflanzungstrieb ist nur als eine Modifikation des allgemeinen Erhaltungstriebes zu betrachten; denn er erwacht dem Gange der Natur gemäß nicht eher, als bis die Entwicklung aller Theile des Organismus entweder ganz oder doch größtentheils zu ihrer Vollkommenheit gediehen ist, und nur weil gleichsam ein Ueberschuß von organischen Säften und dadurch ein physisches Kraftgefühl entsteht, wird der Erhaltungstrieb zu einem Streben in die Außenwelt, das, an sich unbestimmt, bloß durch die Verschiedenheit der Geschlechter eine bestimmte Richtung erhält, und Geschlechtstrieb wird. Die ursprünglich bloß subjective Veranlassung beruht also nicht sowohl auf der Vereini-

gung mit dem andern Geschlechte und dem daraus entspringenden Wollustkitzel, als vielmehr auf der Ausbildung der Genitalien, die um diese Lebensperiode zu der allgemeinen Vitalempfindung auch ihren besondern Organreiz erhalten, und dem physischen Drange, sich der überflüssigen Säfte zu entledigen, wobei die Art der Endledigung nicht in Betracht kommt.

§. 78.

Daher ist der formale Fortpflanzungstrieb, der material als Geschlechtstrieb erscheint, wie schon seine Entartungen beweisen, ursprünglich weder Begattungstrieb, noch weniger Zeugungstrieb. Ersteres wird er nur durch die gegenseitige physische Anziehung der beiden Geschlechter und alsdann durch die an dieser Art der Befriedigung empfundene Lust; letzteres entweder durch ein unwillkürliches Resultat der Begattung, (in welchem Falle er doch nicht mit vollem Rechte den Namen führt), oder durch die Beziehung ihres Naturzweckes auf die Befriedigung des Triebes. An sich aber ist jeder Trieb bewußtseyns-, mithin absichtslos, und der Fortpflanzungstrieb nur ein Streben, die ungewöhnlichen Gefühle und die Revolution in seiner ganzen Natur loszuwerden, um sich selbst zu erhalten; der Zeugungstrieb entsteht also erst durch Reflexion auf das naturgemäße Resultat des befriedigten Geschlechtstriebes.

§. 79.

Die Veränderungen aber, welche die Zeugung im weiblichen Organismus, sowohl während der Schwangerschaft, als nach der Geburt, zur Folge hat, legen den Grund zu dem genauen Wechselverhältniß zwischen Mutter und Kind; und so modificirt sich der Erhaltungstrieb durch den Zeugungstrieb zur Mutterliebe. Dafs diese ursprünglich ein blofs animalischer Instinkt sey, beweist das Vorhandenseyn desselben bei Thieren und seine Entstehung aus eigenthümlichen Organreizen; denn schon die Veränderungen, welche dadurch im Schoofs, wo die Mutter die Frucht mit ihrem Blute nährt, und nachmals in den Brüsten erfolgen, knüpfen ein natürliches Band zwischen Mutter und Kind, das durch den Reiz des Säugens und dadurch, dafs sie das Kind unwillkührlich als einen Theil ihrer sinnlichen Individualität, die sie zu erhalten strebt, ansieht, noch fester und inniger wird.

§. 80.

Aber nur die Mutter ist durch solche physische Bande an ihr Kind geknüpft; von einer blofsthierischen, instinktartigen Aeufserung der Kinderliebe bei Männern kann daher nicht die Rede seyn, eine Behauptung, die sowohl durch das Verhalten der meisten männlichen Thiere, als auch durch das Betragen des rohen Naturmenschen, der blofs natürlichen Trieben folgt, gerechtfertigt wird. Die Theilnahme der Männchen an der Sorge für die Jungen bei manchen Thiergattungen geschieht mehr

um des Weibchens, oder um des gemeinschaftlichen Raubes, mithin um sein selbst, als um der Jungen willen; und so scheint auch die manchmal instinktartige Vaterliebe bei Männern mehr mittelbar aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorzugehen. — Die wahrhaft menschliche Aeltern- oder Kinderliebe gehört nicht in die Betrachtung der Triebe.

§. 81.

Diesen bisher (§. 75 — 80.) genannten Modifikationen des animalischen Grundtriebes der Selbsterhaltung, so wie ihm selbst, liegt ursprünglich keine Anschauung zum Grunde, weder eine Kenntniss des Zweckes, (Erhaltung der Individualität), noch des Objectes, auf welches die vom Triebe ausgehende Muskelthätigkeit gerichtet ist, (z. B. des Hungers als eines unangenehmen Zustandes des Magens; des Durstes, als einer zu entfernenden Unannehmlichkeit im Schlunde; des Geschlechtstriebes, als einer Veränderung in den Zeugungsorganen etc.), sondern sie entspringen lediglich aus Gefühlen; denn wenn auch bei der Wahl der Mittel, welche zur Befriedigung des Triebes dienen, der Mensch, wie das Thier, durch eine oder mehrere Anschauungen zugleich geleitet wird; so nahm doch diese Anschauung an der Entstehung des Triebes keinen Antheil, gehört somit nicht zu dem Wesen desselben, und die durch den Trieb determinirte Handlung bleibt hinsichtlich des Zweckes vollkommen blind. Darum steht auch die Stärke und sichere

Leitung der Naturtriebe mit der Erkenntniss in umgekehrtem Verhältnisse und ist im rohen Zustande des Wilden am grössten.

§. 82.

Daneben gibt es aber auch durch Anschauungen bestimmte Richtungen des animalischen Grundtriebes der Selbsterhaltung und seiner Modifikationen, die wir ausschliesslich bei dem Menschen antreffen, und ebendarum humane Triebe nennen, (z. E. §. 74.) Von den animalischen unterscheiden sie sich demnach durch das Hinzukommen der Vorstellungen zu ihrem Entstehen; von den geistigen aber dadurch, dass sie aus sinnlichen Bedürfnissen des Körpers und nicht aus höheren Erfordernissen des Geistes hervorgehen; von den Begierden endlich dadurch, dass in ihre Aeussierungen, als Triebe, noch keine Thätigkeit der Einbildungskraft und des obern Erkenntniss- oder Denkvermögens, sondern bloß das sinnliche Anschauungsvermögen einfließt, wenn gleich, wie schon (§. 69.) bemerkt worden ist, die Begierden auch bloße Modifikationen und zwar subjektive Steigerungen der Triebe durch Einbildungen und verständige Erkenntniss, aber keine besondern objektiven Richtungen derselben sind.

§. 85.

Der Trieb zur Selbsterhaltung, der anfänglich in dem Menschen, wie in dem Thiere, bloß auf Gefühlen beruht, wird nach und nach durch den

Einfluß des Bewußtseyns, das den Menschen sich als eine Individualität, als ein Selbst, von allen andern unterscheiden läßt, zur Selbstliebe, die als Trieb noch so wesentlich von der auf Einsichten ruhenden vernünftigen, als von der so vieles Unheil anrichtenden leidenschaftlichen Selbstliebe verschieden, obwohl die natürliche Grundlage von beiden ist. In ihr erhält der Selbsterhaltungstrieb durch das Selbstbewußtseyn selbst seine bestimmtere Richtung; denn er ist hier auf die Erhaltung des Ichs, nicht bloß auf das Bestehen der Organisation gerichtet, und auch als Trieb nach Wohlseyn (Lust) erscheint er hier in einer höhern Potenz, durch Vorstellung dessen, was der menschlichen Natur überhaupt und dem Individuum insbesondere zuträglich und angenehm ist. Die humanen Triebe sind nicht sowohl, wie die thierischen, eigenlüstig, als vielmehr eigenliebig.

§. 84.

Diese Selbstliebe, als ein natürlich aus dem Wesen des Menschen sich entwickelnder Trieb, ist allen Menschen eigen, denn jedem Individuum ist sein Selbst der erste Gegenstand seines Wohlwollens und seiner Zuneigung; ist ferner in Hinsicht aller Gegenstände und Personen, die in irgend einem Verhältnisse zu dem Individuum stehen, oder eine Beziehung zu demselben erhalten, wahrnehmbar, und wegen dieser Vertheilung ihres Strebens in ihren Aeufserungen schwächer, als z. B. die aus ihr hervorgehende, aber auf ein engeres Gebiet beschränkte

Leidenschaft der Eigenliebe; demungeachtet aber so stark und tiefbegründet, dafs sie den Menschen nie verläfst, dafs der Mensch sein Leben auch unter den traurigsten Bedingungen noch zu erhalten sucht, ja dafs sich ihre Wünsche selbst über das Leben hinaus, z. B. auf die Behandlung des Leichnams, erstrecken. Sogar der Selbstmord, der mit der natürlichen Selbstliebe im grössten Widerspruche zu stehen scheint, ist in der Regel nur das Resultat derselben. Der Mensch wählt alsdann den Tod nur darum, weil er ihn für ein kleineres Uebel hält, als das Leben.

§. 85.

Der dem Menschen eigene Geselligkeitstrieb ist ebenfalls, wie in seinem Entstehen, so in seinem Fortgange, ein Resultat des animalischen Grundtriebes der Selbsterhaltung; denn seine ersten Anfänge entwickeln sich aus dem Geschlechtstrieb und aus der Kinderliebe, welches beide blofs Modifikationen des Einen Grundtriebes waren (§. 77. und 79), und sein Bestehen wird, trotz dem in der Gesellschaft entstehenden Hange zum Isoliren, besonders durch das gefühlte Bedürfnis der Mittheilung und durch die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Aeltern gesichert. Jenes Bedürfnis ist aber nichts anders, als der psychische Fortpflanzungstrieb — die Sprache ist längst als geistige Zeugung anerkannt — und die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Aeltern geht, wie die der Hausthiere an ihre Brodherren, aus der durch Kinderliebe er-

folgten Befriedigung des eigenen Erhaltungstriebes hervor.

§. 86.

Zugleich mischt sich aber auch die durch Anschauungen geleitete Selbstliebe, als humaner Grundtrieb, in den ebenfalls humanen Geselligkeitstrieb ein, indem der Mensch, von Jugend auf wegen seiner natürlichen Schwäche an andre gewiesen, in ihnen die Mittel zur Befriedigung der meisten Bedürfnisse seines Selbstes erkennt; wenn gleich die geistige Ausbildung, die zu der Entwicklung der Naturanlagen bei dem Menschen noch hinzukommen muß und nur unter Menschen erfolgen kann, als der Zweck, den die Natur mit dem Menschen vorhatte und durch den Geselligkeitstrieb möglich machen wollte, nicht als ein Causalmoment seines Vorhandenseyns gelten kann; denn alle metaphysischen und teleologischen Gründe, als welche den Knoten zerhauen, wie die Absicht des Schöpfers in diesem Falle, schließt die Erfahrungsseelenlehre nothwendig von sich aus. Es erhellet indeß von selbst, daß im Fortgange unserer Untersuchung die Triebe immer zusammengesetzter und complicirter erscheinen müssen, wie denn alle folgenden es auch nicht nur in den innern Gründen ihrer Entstehung, sondern auch in den Aeufserungen ihrer Wirksamkeit wirklich sind, was sich noch deutlicher bei Betrachtung der mannichfaltigen aus ihnen entspringenden Neigungen und Begierden ergibt.

§. 87.

In der Gesellschaft, in welche der Geselligkeitstrieb den Menschen zu seiner Selbsterhaltung führt, entsteht aber eine Menge von, der Art nach neuen, Bedürfnissen, und diese wecken eine ganze Reihe von Trieben, die wir gesellige nennen, weil sie nur im Umgange mit andern Wesen derselben Gattung vorkommen können, wenn sie gleich in ihren Wirkungen oft ungesellig sind. Die einfachen und leicht zu befriedigenden Bedürfnisse des Menschen, als Individuums, werden nämlich in der Gesellschaft vervielfältigt und bestärkt; äußerlich jedoch häufig beschränkt und an ihrer Befriedigung verhindert, denn die Menschen in der Gesellschaft stehen zu einander in dem Verhältnisse des Gebens und Nehmens, des Leidens und Thuns. Daraus gehen denn sowohl negative, abwehrende, das Selbst in seinem Bestehen und seinem angenehmen Zustande sichernde; als positive, bestimmende, das Wohlsichseyn durch thätige Mittel fördernde und die Selbstliebe begünstigende, gesellige Triebe hervor. Man könnte die ersteren unter dem Namen des Sicherheitstriebes, die letzteren unter dem Namen des transitiven Bestimmungstriebes zusammenfassen; denn sie verhalten sich wie Defensive und Offensive.

§. 88.

Der Sicherheitstrieb erscheint auf seiner ersten Stufe als vergleichende Selbstliebe, der Trieb, sich und seinen Zustand mit andern In-

dividuen und ihren Zuständen zu vergleichen, um herauszubringen, welcher von beiden den Vorzug verdient, und zugleich die Mittel kennen zu lernen, welche zur Erreichung eines erwünschteren Zustandes verhelfen. Die Anlage zu diesem Triebe, liegt demnach in dem Menschen selbst und sein Fundament ist in der Selbstliebe und rückwärts in dem Erhaltungstriebe nicht schwer zu erkennen; aber er entwickelt sich nur in Gesellschaft, und dient zur Entwicklung des Menschen als Intelligenz, wird aber auch eine Quelle zahlreicher Leidenschaften. Sowohl zur Selbsterhaltung unmittelbar, als auch zur Sicherheit dient ihr der thierische Nachahmungstrieb, der aber auch nur in der Gesellschaft erwacht.

§. 39.

Noch stärker, obwohl immer nur noch negativ, zur Sicherung des eigenen Selbsts gegen die in der Gesellschaft auf sie erfolgenden Angriffe, tritt die Selbstliebe in dem Freiheitstriebe hervor. Sieht nämlich der Mensch seine Person und seinen Trieb nach Genuß und Wohlseyn von andern in der Gesellschaft beeinträchtigt und beschränkt, wie es beim Zusammenleben mehrerer mit gleichen Bedürfnissen versehener Individuen nicht anders kommen kann; so erwacht in ihm das Bestreben, sich der Einwirkung der nöthigenden Willkühr anderer auf sein Wohl zu entziehen. Dieser Freiheitstrieb ist mithin, wie nur eine negative Bedingung des eigenen Wohlseyns, so auch nur Unabhängigkeitstrieb, der zwar mit der Natur des Menschen ge-
 2

ben, aber nur erst in Gesellschaft wirksam ist, weil er sich außerdem nicht äußern kann; am stärksten im rohen Naturzustande bei geringen Bedürfnissen, oft schwach in der Gesellschaft, wo die Bedürfnisse steigen, die man nur durch andre erhalten kann, aber nie ganz auszurotten und für die Entwicklung des Menschen, besonders in praktischer Hinsicht, äußerst wichtig.

§. 90.

In Folge des Freiheitstriebes erscheint auch der Trieb nach Rache, oder das Bestreben, dem, welcher unser Selbstgefühl unangenehm afficirt, und somit sich eine Beeinträchtigung unserer Freiheit und einen Angriff auf unsre Selbstliebe, auf unser Wohlsyn, ja auf unsre Existenz erlaubt hat, wiederum ein Uebel, als natürliches Vergeltungsmittel, zuzufügen. Er geht also ebenfalls aus dem Selbsterhaltungstriebe hervor und erscheint ursprünglich als Selbstvertheidigung, als Prävention, Ab- und Nothwehr gegen feindselige Eingriffe in das Gebiet unseres Selbstes; ist demnach auch an sich nicht verwerflich, sondern wird es nur durch Reflexion, in welchem Falle er dennoch als Rechtstrieb, Bestreben erlittenes Unrecht auszugleichen und künftiges dadurch abzuwehren, keinen Vorwurf verdient. Er gibt nebst dem vorerwähnten Freiheitstriebe, weil sonst ein Krieg Alle gegen Aller in der Gesellschaft entschen würde, den ersten Impuls zu dem bürgerlichen, d. h. gesetzlichen Verein.

§. 91.

Da diese negativen Bedingungen des Wohlseyns aber nicht ausreichen, sondern der Mensch gar bald inne wird, daß er in der Gesellschaft zu seiner Erhaltung, zur Erlangung eines angenehmen Daseyns, zur Befriedigung seiner Selbstliebe und seiner geselligen Bedürfnisse auch positiver Mittel bedarf, um die Menschen nach seinen Absichten zu lenken; so entwickeln sich in der Gesellschaft außerdem noch transitive Bestimmungstriebe, die ihre Namen von den Mitteln empfangen, auf welche der Grundtrieb der Selbsterhaltung in diesem Falle gerichtet ist. Zur Unabhängigkeit (Freiheit) muß noch Vermögen (Macht) hinzukommen, und die vergleichende Selbstliebe wird zum positiven Trieb, der auch von andern seine Vorzüge anerkannt sehen will, weil diese alsdann ebenfalls ein Mittel, jene für unsre Zwecke zu bestimmen, abgeben. So entstehen der Trieb nach Vermögen (Eigenthum), nach Macht (Herrschaft) und Ehre.

§. 92.

Der Trieb nach Vermögen im engeren Sinn, (der Trieb zu haben und zu besitzen), ist nicht auf die Gegenstände um ihrer selbst willen gerichtet, und kommt hier auch nicht sowohl des dadurch zu erlangenden Einflusses wegen, als vielmehr unmittelbar um des Genusses und Vergnügens willen in Betracht, und ist nur der durch die Gesellschaft modificirte Erhaltungstrieb. Weil nämlich die Erlangung

der Mittel zur Befriedigung des letztern durch den Bedarf vieler und durch die vorläufige Besitznahme der Naturerzeugnisse zu diesem Behufe erschwert wird; so muß jedes Individuum selbst auch zugreifen, und wo es zu spät kommt, oder von andern verhindert wird, auf andern Wegen zu dem willkürlichen Gebrauche derselben, zu Eigenthum, zu gelangen suchen. Daher wird dieser Trieb eine vorzüglich reiche Quelle von Leidenschaften und Suchten.

§. 93.

Der Ehrtrieb, (die positive, nach aussen tretende Selbstliebe), wird ursprünglich so wenig von der Reflexion, daß die gute Meinung anderer von uns in unsern Händen ein Mittel wird, sie zu unsern Zwecken zu gebrauchen, geleitet, als der Trieb nach Eigenthum von der Vorstellung, daß das Interesse der andern durch äußeres Vermögen gewonnen werden könne; sondern die natürliche Selbstliebe findet in der Gesellschaft nur dann völlige Befriedigung, wenn auch andere, bei der Vergleichung der beiderseitigen Zustände, die ihr zustehenden Vorzüge anerkennen, weil sie nur so in dem vollständigen Besitz derselben zu seyn glaubt. Doch drängt sich dem Menschen von selbst alsbald die Bemerkung auf, daß so wohl Ehre, als Besitzthum, ihn von andern unabhängig machen, ja dieselben in eine Art Abhängigkeit von sich setzen, und so wird der Ehrtrieb, der an sich schon andre zur Anerkennung seiner Vorzüge bestimmen wollte, auch

noch in einem anderen Sinne Bestimmungstrieb, in welchem es auch der Eigenthumstrieb ist.

§. 94.

Am deutlichsten spricht sich indessen diese transitive Tendenz in dem Herrschertriebe, (dem positiven Freiheitstriebe), aus; aber erzeugt ist er wiederum nicht, wie man gewöhnlich annimmt, mittelbar durch Reflexion auf den durch die Furcht, die wir andern vor unsrer Gewalt einflößen zu gewinnenden Einfluss auf sie, sondern unmittelbar durch die gefühlte Stärke der Macht, mit welcher wir sie, unsern Zwecken zu dienen, zwingen. Jene reflectirende Liebe zur Gewalt, die Herrschsucht und ihr Gefolge gehören in die Betrachtung der Begierden. — Hiermit schließt sich der Cyklus der körperlichen Triebe, von denen man viele zu den geistigen gerechnet hat, allein der Umstand, daß hinzutretende Anschauung ihre Richtung bestimmt, gibt ihnen noch nicht den Charakter der letztern; sie sind körperlich, weil sie in ihrem Entstehen auf die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse abzwecken, und stammen nachgewiesener Mafsen sämmtlich aus dem körperlichen Grundtriebe der Selbsterhaltung.

Neunter Abschnitt.

Von den geistigen Trieben.

§. 95.

Geistige Triebe nennen wir mit Recht nur diejenigen, welche aus ursprünglichen Bedürfnissen des menschlichen Geistes hervorgehen (§. 73); wo also die eigentlichen Triebfedern nicht in der Wahrnehmung unangenehmer Gefühle in dem leiblichen Organismus, als welche demselben Gefahr drohen, ihren Grund haben, sondern wo der Beweggrund ihrer Aeußerung ein gefühltes geistiges Bedürfnis ist. Wie aber der organische Bildungstrieb, (der indess nur uneigentlich den Namen eines Triebes führt, weil er auch bei Pflanzen, Wesen ohne Nerven und Empfindung vorkommt), in der animalischen Sphäre der Thiere und des Menschen zum Selbsterhaltungstrieb, (einem Triebe des ungestörten Bestehens und der Anbildung fremder Stoffe), sich erhebt, so will und soll auch der Geist, gleichsam mehr pflanzenartig, aus seinen Keimen sich entwickeln und bilden; aber seine Bildung ist keine Anbildung, (wie die körperliche Assimilation), sondern ist Ausbildung, eine freie Entfaltung von innen heraus. Der geistige Grundtrieb ist mithin der der Ausbildung, und auf Cultur des Individuums sowohl, als auch der menschlichen Gattung hat es auch die Natur bei diesen Trieben angelegt.

§. 96.

Zur Erreichung dieser Absicht tragen zwar auch die körperlichen Triebe bei, und zwar die animalischen negativ, als unerläßliche Bedingungen, die humanen auch positiv, als Mittel; allein sie dienen so doch nur mittelbar zur Förderung eines Zweckes, der nothwendig seine anderweite eigene Grundlage haben muß, und diese Grundlage bilden die in dem Wesen des menschlichen Geistes ursprünglich begründeten geistigen Triebe, die zusammen auf den Ausbildungstrieb hinauslaufen, denn Ausbildung ist das Grundbedürfnis des Menschengeistes. Will man dagegen lieber auf den zu erreichenden, obwohl vom Triebe, der durchgehends blind ist, nicht erkannten Zweck (§. 81.) jener Ausbildung sehen, welcher kein anderer, als innere Freiheit ist, so kann man ihn auch Freiheitstrieb nennen. Nur darf man dabei weder an den äußern Unabhängigkeitstrieb (§. 89.), noch bloß an die Willensfreiheit (§. 70) denken, sondern sie umfaßt zugleich die Freiheit im Denken und Fühlen, ob sie gleich, streng genommen, das eigentliche Element des Willens und vollendete Selbstbestimmung ist.

§. 97.

Ebensowenig darf Ausbildung bloß von der Entwicklung des Geistes, als Vorstellungsvermögens, verstanden werden, sondern es gehört zu ihr auch Cultur des Gefühles und Willens; denn bei fortschreitender Entfaltung des Menschengeistes zeigt sich jenes Bedürfnis der Ausbildung bald als ein

dreifaches. Durch den Leib ist er gleich anfänglich mit einer objektiven Welt in Verbindung gesetzt; er strebt, sie selbstthätig in sich aufzunehmen, (das Objektive zu subjektivisiren, d. h. geistig zu assimiliren); er strebt aber auch, sie selbstthätig nach seinem Innern zu gestalten, (das Subjektive zu objektivisiren, d. h. das Geistige in ihr wirklich zu machen); und zwischen diesen entgegengesetzten Richtungen ein Gleichgewicht herzustellen, dessen er sich unmittelbar in uninteressirtem und freiem Wohlbehagen bewußt wird. So nimmt also der ursprüngliche Bildungstrieb des Geistes drei verschiedene Richtungen, eine intellektuelle, moralische und ästhetische im weiteren Sinne dieser Worte; er wird Erkenntnifs-, Willens- und Gefühlstrieb.

§. 98.

Zu demselben Resultate gelangen wir auf metaphysischem Wege. Alle Ideen, als Erzeugnisse der Vernunft (§. 61.), lassen sich auf die drei höchsten des Wahren, Guten und Schönen zurückführen. Das Wahre kann ursprünglich nur vorgestellt und erkannt, das Gute nur gewollt und gethan, das Schöne nur empfunden und gefühlt werden, und diese Eigenthümlichkeiten lösen sich nur erst im vollendeten, allseitig gebildeten Menschen, (dem Philosophen, Weisen; also gleichsam an der Spitze jener dreiseitigen Pyramide, in welcher die verschiedenen Vermögen wieder zusammenlaufen, vgl. §. 63); aber wohl strebt der Ausbildungstrieb schon in seinem Entstehen darnach, das Wahre zu er-

kennen, das Gute zu thun und das Schöne zu fühlen. Doch kann man auch jene drei Triebe nach den, in der Wissenschaft als bekannt vorausgesetzten, Zielpunkten schlechthin den Trieb nach Wahrheit, Güte (Tugend) und Schönheit nennen, obgleich die Wahrheit, Güte und Schönheit nicht unmittelbare Gegenstände des Triebes, Wahrheit und Schönheit auch nicht einmal direkte Objekte des Willens (Bestrebungsvermögens) sind.

§. 99.

Der Erkenntnifs - oder Wahrheitstrieb ist also eigentlich das in einem ursprünglichen Bedürfnisse des Menschengesistes begründete Bestreben, die Wahrheit zu erkennen, oder zu wissen. Daher heisst er auch Wissenstrieb. Er ist ein geistiger, auf die Erkenntniskräfte angewandter Thätigkeitstrieb (vgl. §. 75.), der, wie jeder formale Trieb auf das Unendliche gerichtet ist, und daher den Menschen, der die nackte Wahrheit doch nie erreicht, unaufhörlich antreibt, sie zu suchen, um so seine Ausbildung ins Grenzenlose zu vervollkommen. Darum entwickeln sich aus ihm auch eine Menge von Begierden (§. 117); und schon in seiner Blindheit, in welcher er noch nicht mit der Vorstellung seines Zweckes und der dazu führenden Mittel afficirt ist, nimmt er eine zweifache Richtung; er fragt nach dem Was? der Erkenntnifs, als einfacher Wissenstrieb, für den Verstand, und nach dem Warum? als Nachforschungstrieb, für die Vernunft. Auch der Mitthei-

lungstrieb (§. 85) wirkt zu diesem doppelten Zwecke mit.

§. 100.

Der Willens - oder Tugendtrieb ist das aus dem gefühlten Bedürfnisse, seine Richtung nach aufsen unabhängig zu bestimmen, hervorgehende Bestreben, das Gute zu wollen und zu thun, oder sittlich zu handeln. Er kann daher auch Sittlichkeitstrieb heißen. Daß er, allen Menschen angeboren, doch nicht alle zur Tugend und Sittlichkeit leitet, beweist so wenig gegen sein Vorhandenseyn, als der Selbstmord gegen die natürliche Selbstliebe und den Selbsterhaltungstrieb (§. 84). Er ist der geistige, auf die Freiheit angewandte, Thätigkeitstrieb, und es darf nicht vergessen werden, daß weder die Freiheit, noch die Tugend (Sittlichkeit) oder das Gute, die jene nothwendig voraussetzen, als Zwecke, worauf es die Natur mit dem menschlichen Geiste angelegt hat, dem blinden Triebe als bekanntes Ziel vorschweben, daß er also, ebenso wohl durch körperliche Triebe, als durch Irrthum etc. verleitet, sich verirren könne. Ist aber seine ursprüngliche Tendenz freie That; so ist es auch Tugend, denn eine ist nicht ohne die andere. Eigentlicher Freiheitstrieb ist er nur dann, wenn er sich auf das moralische und religiöse Gefühl (Gewissen) stützt, in welchem Falle er auch Gewissenstrieb heißt; denn er kann außerdem auch bloßer Trieb nach Willkühr seyn.

§. 101.

Der Gefühls- oder Schönheitstrieb ist auf das Bedürfnis des geistigen Wohlbehagens gegründet, und zwar auf das Bestreben, das Schöne zu fühlen. Er ist der Trieb nach Genuß und Wohlseyn (vgl. §. 75) in geistiger Hinsicht, und kann, weil geistige Lust Seeligkeit heißt, auch Seeligkeitstrieb genannt werden. Die Nichterreichung der Schönheit und Seeligkeit beweist so wenig gegen das Vorhandenseyn dieser Anlage im Menschen, ohne welche ihm jener Zweck unmöglich gesetzt werden könnte, als der kaum zu erwartende, aber doch schon gemachte Einwurf, daß das Gefühl, als nicht aus sich herausgehend, überhaupt keinen Trieb haben könne. Es kann ja demungeachtet nicht nur Ursache (*causa movens*, §. 65), sondern auch Objekt des Triebes seyn. Auch der Schönheits- oder Seeligkeitstrieb nimmt eine doppelte Richtung. Ist er auf geistige Lust an der sinnlich erscheinenden (ästhetischen) Schönheit gerichtet; so heißt er Geschmackstrieb. Geht seine Tendenz dagegen auf Lust an geistiger Schönheit (Gottähnlichkeit); so heißt er Gottseeligkeitstrieb, (Seeligkeitstrieb im engeren Sinne des Wortes, Religion, die ebendarum ein ursprüngliches Bedürfnis des Menschen ist).

Zehnter Abschnitt.

Von den Begierden.

§. 102.

Wenn die Triebe in ihrer ursprünglichen Ankündigung und Aeufserung blind sind (§. 72 u. 81), und höchstens in ihren Richtungen durch sinnliche Anschauungen, die Erzeugnisse der niedrigsten und mit den Trieben gleichstehenden Stufe des Vorstellungsvermögens, (der Sinne), geleitet werden, wenn sie ferner blofs formal, ohne Kenntniß eines bestimmten Objectes, sind (§. 75), und nur auf die Befriedigung natürlicher (angeborener) Bedürfnisse, gleichwohl ob körperliche oder geistige (§. 75 u. 95) abzwecken; so associiren sie sich dagegen als Begierden sowohl mit der Einbildungskraft, als mit dem Verstande, sind auf ein bestimmtes Object gerichtet und haben auch die Befriedigung künstlicher, (d. h. entstandener und erworbener), Bedürfnisse zum Zwecke. Jedoch ist es ebenso gleichgültig, ob dies wirkliche oder eingebildete Bedürfnisse sind, als in psychologischer Hinsicht nichts darauf ankommt, ob es, (was für die Moral allerdings von Wichtigkeit ist), gröbere oder feinere sind, ob sie auf die körperliche oder geistige Individualität sich beziehen. Das letztere Verhältniß beantwortet indess die Frage am besten: Wie mannichfaltig die Objecte sind, auf welche die Begierde gerichtet ist?, und begründet somit einen ob-

jektiven Unterschied der Begierden, der mit der Eintheilung der Triebe (§. 73) zusammenfällt.

§. 103.

Ebenso aufserwesentlich, als die früher angegebenen Unterschiede, ist die Eintheilung der Begierden in Begehrungen und Verabscheuungen; denn Begierde und Abscheu sind immer nur ein Streben, sich in einen angenehmen Gemüthszustand zu versetzen, erfolge dies nun durch Annäherung oder Festhaltung eines vermeinten Gutes, oder durch Entfernung und Vermeidung eines, das Gefühl unangenehm afficirenden und darum für ein Uebel gehaltenen, Gegenstandes. Der Unterschied ist mithin, wie mehrere andere, hier statuirte, nur relativ; die innere Form des Wollens bleibt dieselbe. Dieses Wollen ist aber noch keine Aeufserung des Willens, als der Selbstbestimmungskraft, (§. 64), sondern blofs das durch Hinzutritt der Einbildungskraft und des Verstandes vermittelte Bestreben, (Begehren); der durch jene Vermittelung modificirte und gesteigerte Trieb (§. 82.), d. h. Begierde. Es bietet sich uns aber in dieser Form selbst, wenn wir auf die Vorstellungen achten, durch welche der Trieb zur Begierde determinirt wird, ein wesentlicher Unterschied der Begierden dar; jenachdem dabei mehr die Einbildungskraft oder der Verstand mitwirkt. Im ersteren Falle entsteht die Neigung, der Hang und die Leidenschaft, die blofs graduell verschieden sind; im letzteren der Wunsch, die

Gierde und die Sucht, deren Verschiedenheit ebenfalls auf dem Grade ihrer Stärke beruht.

§. 104.

Der Stufenunterschied zwischen Neigung, Hang und Leidenschaft, so wie zwischen Wunsch, Gierde und Sucht läßt sich sowohl wegen des variirenden Sprachgebrauchs dieser Worte, als wegen der unmerklichen Uebergänge von einem Grad in den andern, welche bei jeder einzelnen Begierde statt finden, nicht ganz genau bestimmen. Dagegen soll hier der zu Ende des vorigen §. angedeutete Unterschied zwischen beiden Reihen festgehalten werden; denn ihm zufolge haben die drei ersten Arten von Begierden einen ebenso festen gemeinschaftlichen Charakter, als die drei letztern. Bei den ersten trägt die Einbildungskraft mehr zur Richtung und Verstärkung des Triebes bei, als der Verstand, die Einbildungskraft ist aber, wie der Trieb, selbst auch auf Receptivität (§. 45 u. 72.) gestützt. Passivität ist daher ihr vorherrschender Charakter, indem die Phantasie, namentlich in den Leidenschaften, alle Functionen des Verstandes und Sinnes so verdunkelt, daß sie nicht selten zur Blindheit des Triebes herabsinken.

§. 105.

Bei dem Wunsche, der oft leer bleibt, der Gierde, die die Kraft in Thätigkeit setzt, und der Sucht, welche habituell ist, ist die Mitwirksamkeit des Verstandes, obwohl nur zum Dienste der Sinn-

lichkeit, gröfser, als der Einflufs der Phantasie; der ursprünglich nach aufsen gerichtete Trieb wird also durch das Hinzukommen der spontanen Verstandesthätigkeit so verstärkt, dafs Aktivität der vorherrschende Charakter dieser Reihe von Begierden wird. Daraus erklärt sich auch, warum die Leidenschaft, die gewöhnlich nur in ihren vorübergehenden Ausbrüchen die Besonnenheit raubt, weil in ihr das Gefühl überwiegt, leichter zu heilen ist, (nämlich durch Belehrung des Verstandes), als die Sucht, die sich des erstrebten Gegenstandes so bewußt ist, dafs sie ihn vornämlich der erlangten Erkenntniß wegen begehrt oder verabscheut; wo also durch den Verstand, der schon durch schiefe Culturverhältnisse in Erziehung, Unterricht, Staat, Kirche etc. gefangen und eingenommen ist, nicht zu ihrer Entfernung gewirkt werden kann.

§. 106.

Passive Begierden sind demnach (§. 104.) die Neigung, die dauernde oder habituelle Begierde, der Hang, die habituelle Stimmung (Empfänglichkeit), wodurch das Entstehen einer Begierde erleichtert wird, und die Leidenschaft, die in ihren Aeußerungen mit Affekt verknüpfte beharrliche Begierde, die als habitueller Gemüthszustand Leidenschaftlichkeit, Geneigtheit zu leidenschaftlichen Ausbrüchen des Begehrungsvermögens, heifst. Sie sind insgesamt wegen ihres passiven Charakters bleibender und stehender, als die erste Art von Begierden; nur die höchste Stufe (die Leidenschaft) ist,

während dort gerade die Sucht habituell war, grösstentheils in ihren Ausbrüchen vorübergehend, weil das Gefühl nie lange in der Stärke des der Leidenschaft zum Grunde liegenden Affekts aushält. Affekt und Leidenschaft verhalten sich demnach, wie Grund und Folge, und die Eintheilung der Leidenschaften in excitirende und deprimirende bezieht sich eigentlich blofs auf den Affekt, indem das stark angeregte Gefühl nach dem Erfolge der Bestrebung entweder angenehm oder unangenehm afficirt und dadurch der Organismus erregt oder geschwächt wird; ist mithin in Beziehung auf die Leidenschaften nur sehr relativ.

§. 107.

Ebenso der von Kant zuerst aufgestellte Unterschied von leidenschaftlicher Neigung und Leidenschaft; denn dafs erstere auf Sachen, letztere blofs auf Personen gerichtet seyn soll, ist ein zufälliger äusserer Umstand, der das Wesen der Begierde nicht im mindesten anders modificirt. Im Folgenden sollen daher die Neigungen, Hänge und Leidenschaften, sowie die Wünsche, Gierden und Suchten nach der im achten und neunten Abschnitte festgehaltenen Reihenfolge der Triebe, aus welchen sie sich entwickeln (vgl. §. 102), aufgeführt werden, und zwar beide neben einander deshalb, weil die Sprache sie oft mit denselben Worten bezeichnet, oder gar, von empirischen, nicht wissenschaftlichen Bedingungen ausgehend, Leidenschaften, Suchten und Gierden Neigungen nennt, und weil sie in vielfa-

cher Beziehung sich auch ihrem Wesen nach berühren. Ein besonders vieldeutig gebrauchtes Wort ist namentlich Liebe, das bald die Neigung und den Hang, bald den Wunsch und die Gierde, bald eine specielle Art derselben schlechthin bezeichnet.

§. 108.

Der Erhaltungstrieb als solcher (§. 75.) nimmt den Charakter der Leidenschaft und Sucht niemals an, weil er nie die natürlichen Schranken verlassen kann, sondern zeigt sich unter der verständigen Willkühr nur als Lebensliebe, die bei den Meisten Neigung zur „freundlichen Gewohnheit des Daseyns“, bei dem Sterbenden hingegen Wunsch zu leben ist. Ja selbst die Neigungen, welche zunächst mit der Lebensliebe verbunden sind, die Liebe zur Sicherheit und Abscheu vor Gefahr erreichen nur selten die Stärke der Leidenschaft. In dem Starken erzeugen sie nämlich für gewöhnlich Unerschrockenheit, Herzhaftigkeit, Muth, Tapferkeit, Kühnheit und Dreistigkeit; in dem Schwachen dagegen die entgegengesetzten Erschrockenheit, Zaghaftheit, Kleinmuth, Verzagtheit, Feigheit und Schüchternheit (Blödigkeit); in dem Verständigen Fassung, Gelassenheit, Geduld, Bedächtigkeit und Schlaueit und nur bei den ersten Begierden tritt bisweilen ein mit Affect verbundener Grad (Leidenschaft) ein, nämlich Wagehalsigkeit, Tollkühnheit und Frechheit; so wie im rohen (uncultivirten) Zustande Muthwille, Rauf-

Lust und Raubsucht sich ebenfalls nur bei solchen einstellen, die ihre Ueberlegenheit fühlen.

§. 109.

Insofern sich aber der Erhaltungstrieb zum Trieb nach Wohlseyn modificirt, erzeugen sich aus ihm die Neigung zum Wohlleben und Vergnügen, die allgemeinen Gierden der Sinneslust und Eigenlust und die Suchten Genufssucht und Vergnügungssucht. Aus dem Thätigkeitstriebe entspringen die Neigungen Arbeitsamkeit und Fleiß, die Gierde nach Geschäftigkeit und nur in seltenen Fällen die Arbeitssucht; aus dem Triebe nach Ruhe dagegen Arbeitsscheu, Trägheit (Neigung) und Faulheit (Hang), und aus dem Spieltriebe die Neigung zu Spiel und Tanz, der Hang zum Wechsel (Veränderung) und Tabakrauchen und die Neigung zu Liebhabereien (Steckenpferden), welche letztre oft zur Leidenschaft wird, so wie die Neigung zu Spiel und Tanz in Sucht und die Liebe zur Veränderung und Unstätigkeit in Zerstreuungssucht Reiselust u. d. ausarten können. Insofern endlich der Erhaltungstrieb als Nahrungstrieb erscheint, entwickeln sich aus ihm die Lüsternheit und Leckerei, Gierigkeit und Unmäßigkeit; Völlerei, Ueppigkeit und Schwelgerei, und ins besondere Eßlust und Gefräßigkeit (Eßsucht), so wie Neigung zum Trunk und Sauf lust (Trunksucht); bei dem Wil-

den auch noch aus dem Mordtrieb (§. 76.) die Mordlust und Mordsucht des Kannibalen.

§. 110.

Der Fortpflanzungstrieb ist als solcher (§. 77), sowie als Zeugungstrieb (§. 78.), stets naturgemäfs und bewirkt daher höchstens Liebe zu Nachkommenschaft; aber wohl durchläuft er als Geschlechts- und Begattungstrieb alle Stufen der Begierde. Jener wird alsdann Geschlechtsliebe und Verliebtheit (Leidenschaft); dieser entartet zur Wollust und Geschlechtssucht. — Die Liebe der Aeltern zu den Kindern (§. 79. f.) wird oft Neigung zu denselben, Vorliebe und selbst Leidenschaft in der sogenannten Affenliebe. Dagegen gründen sich auf sie die natürliche (kindliche) Anhänglichkeit und Ergebenheit, Verwandtenliebe, Dankbarkeit, Gunst und Patriotismus, und in einem noch mehr erweiterten Gesichtskreise Partheilichkeit, Partheisucht und Kastengeist, welche letztere jedoch erst in der Gesellschaft entstehen.

§. 111.

Die natürliche Selbstliebe (§. 83. f.) steigert sich zur Eigenliebe, zu Egoismus und Selbstsucht, und wird, indem sie mit dem Trieb nach Wohlseyn sich vermählt, oft die Quelle der Eigenlustigkeit (vgl. §. 109.), sowie der Eigennützigkeit, wenn sie mit dem Triebe nach Besitz

zusammenfällt, und des Hochsinnes und Stolzes, des Eigendünkels und der Rechthaberei, wenn sie sich mit dem Ehrtriebe vereinigt. — Der Geselligkeitstrieb (§. 85. f.) ist dagegen die wohlthätige Quelle der Neigung zum Umgang, der verständigen Anhänglichkeit, der Freundschaft, der Liebe (Menschenliebe), des Gemeingeistes und des Weltbürgersinns (Kosmopolitismus); und nur, insofern die menschliche Geselligkeit durch den Freiheits- und Rachetrieb gestört wird (vgl. §. 90.), erzeugen sich mittelbar aus ihr die entgegengesetzten Untugenden und höheren Grade der Ungeselligkeit: Widerwille, Haß, Abscheu, Feindseligkeit und Menschenhaß. — Der mit ihr verwandte Mittheilungstrieb steigert sich dagegen oft zur Plauderhaftigkeit, Geschwätzigkeit und Waschhaftigkeit.

§. 112.

Aus der vergleichenden Selbstliebe (§. 88.) entspinnen sich, wie an einem Faden, Nach-eiferung, Wetteifer und Eifersucht; Mißgunst, Neid und Scheelsucht, die sich häufig als Schadenfreude, Spottsucht, Schmäh- und Verläumdungssuchs (*medisance*) offenbart und sodann als Bosheit und Boshaftigkeit erscheint; und in einer andern Hinsicht Eitelkeit, (die bei Männern Hochmuth und Hoffarth, bei Frauen und Mannweibern Koketterie und Gefallsucht wird), mit ihrem großen Gefolge, der

Prachtliebe, Putzliebe und Prahlerei, der Prunksucht, Putzsucht und Prahlsucht, Titelsucht, Ordenssucht etc. Ja selbst die aus ihr hervorgehende Bescheidenheit entartet leicht zur Unterwürfigkeit, Kriecherei und Sklavensinn. — Der Nachahmungstrieb, der schon bei der Nacheiferung und dem Wetteifer, als der vergleichenden Selbstliebe nahe verwandt, mit zum Grunde lag, entartet auch in seiner einfachen Richtung oft zur Nachäfferei und Nachahmungssucht, und beweiset namentlich auf die mit der Eitelkeit sich einstellenden Begierden, einen grossen Einfluss, z. B. in der Modesucht.

§. 113.

Die aus dem Freiheitstriebe (§. 89.) erwachenden Neigungen, Leidenschaften, Begierden und Suchten zeigen sich innerlich (subjektiv) als Eigensinn, Eigenwille, Starrsinn, Hartnäckigkeit und Trotz, äusserlich (objektiv) als Neigung zur Einsamkeit und unstetem Nomaden- (Hirten-) oder Räuberleben unter wilden, als Freiheitsneigung, Verlangen nach Freiheit und Gleichheit, Freiheitssucht und Streben nach Gesetz- und Zügellosigkeit. — Auch verbinden sich damit oft die Aeufserungen des Rachetriebes (§. 90): Rachbegierde und Rachsucht, der offene Haß (vgl. §. 111.) und die versteckte Heimtücke, (Zorn und Groll sind die zum Grund liegenden Affekten). Insofern

sich aber der Rachetrieb zum natürlichen Vergeltungs- und Rechtsrieb gestaltet, stammen aus ihm und der Nothwendigkeit, sich gegen die Ausbrüche des Herrschertriebes (s. §. 115.) zu sichern, mittelbar auch, namentlich im bürgerlichen Verein, die Gerechtigkeitsliebe, die Neigung zu Gesetzlichkeit und das Streben nach Verfassung, das freilich oft als blinde Leidenschaft, als Konstitutionssucht vorkommt. — Der Hang zum Duell bei Völkern deutschen Stammes entsteht aus einer Mischung des Rache- und Rechtstrieb mit dem Ehrtriebe.

§. 114.

Bei dem Triebe nach Eigenthum (§. 92.) zeigt sich die doppelte Richtung des Triebes in der Begierde (§. 103.), die positive, (Wunsch, Gierde und Sucht, §. 105.), und die negative, (Neigung, Hang und Leidenschaft, §. 104.) recht deutlich. Er geht nämlich entweder vorzüglich auf Erwerb von Eigenthum aus, oder bezweckt mehr die Erhaltung des Besizes, wenn gleich beide Richtungen bei einem und demselben Individuo oft verbunden angetroffen werden. Die positive Seite bilden Eigennutz (vgl. §. 111.), Geldgier, Erwerb- und Gewinnsucht; die negative Sparsamkeit, Kargheit, Sparsucht und Geiz, der sich bald als Knauserei, bald als Knickerei, bald als Filzigkeit zeigt. Die Habsucht bezeichnet beide Tendenzen; ihr gegenüber stehen einerseits Liederlichkeit, andererseits Verschwendung,

obwohl nicht direkt, denn es können sich auch beide mit der Habsucht vereinigt finden. In Hinsicht auf die zum Erwerb dienlichen Mittel erzeugt dieser Trieb, verbunden mit Arbeitsscheu Vortheilhaftigkeit und den Hang zum Stehlen.

§. 115.

Aus dem Ehrtriebe (§. 95.) entwickeln sich in aufsteigender Linie Ehrliche, Ehrbegierde, Ehrsucht und Ehrgeiz; wenn man einen zeitlich oder örtlich erweiterten Gesichtskreis berücksichtigt, Liebe zum Nachruhm, Ruhmbegierde, Ruhmsucht und Dünkel, und wenn die Ehrbegierde auf erborgtes Verdienst sich stützt, oder ganz grundlos ist Scheinliebe, Affektation und Dummstolz. (Hochsinn und Stolz s. §. 111; Hochmuth und Hoffarth §. 112, Uebermuth urt.). — Der Herrschertrieb (§. 94.) äußert sich in seiner Steigerung als Herrschbegierde, Herrschsucht und Uebermuth, und hat Despotismus (gesetzlose Willkühr), Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, im Staate Tyrannei und Sultanismus und als Erweiterungstrieb im Wechselverkehr der Staaten Eroberungssucht zu Folgen. — Verstellung, Falschheit und Lügenhaftigkeit pflegen sowohl im Gefolge beider hier genannten Triebe, als in dem der Habsucht zu seyn.

§. 116.

Der geistige Grundtrieb nach Ausbildung oder Freiheit (§. 95 — 98) erleidet zuvörderst

selbst wesentliche Modifikationen durch die in dem Menschen vorherrschende Aktivität und Spontaneität oder überwiegende Receptivität und Passivität. — Im ersteren Falle entscheidet vorzüglich der Antheil, welchen die Phantasie an den Geistesverrichtungen nimmt, über die Richtung seiner Thätigkeit, welche ebendeshalb immerhin mehr instinktartig, d. h. unwillkührlich und bewußtlos, bleibt. Er erscheint also subjektiv als Phantasietrieb, (die Geneigtheit, Pläne und Projekte zu machen, Luftschlösser zu bauen etc.), in seiner Entartung als Phantasterei, und in gesteigerten Potenzen als Talent und Genie; objektiv dagegen als Liebe zum Neuen, Neuerungssucht und Revolutionsgeist, und zwar in beiden Beziehungen in jeder Sphäre geistiger Thätigkeit. Im zweiten Falle ist er ein geistiger Trieb nach Ruhe, dem wir die Erscheinungen der Nachahmerei und Nachahmungssucht, der Gewohnheitsliebe, Anhänglichkeit am Alten und Reaction zu demselben in Hinsicht auf jede Art der geistigen Thätigkeit; den Dogmatismus in der Philosophie, Geschmacklosigkeit im Leben und Indifferentismus in Moralität und Religion zu verdanken haben.

§. 117.

Die Stärke jener aus dem geistigen Grundtriebe entspringenden Neigungen, Leidenschaften und Suchten läßt sich zum Theil aus der Association körperlicher Gefühle und Triebe erklären; allein auch die freieste geistige Thätigkeit, das Erkennen, ist oft mit einem nicht geringeren Grade von

Affekt verbunden. Aus dem Wissenstriebe (§. 99.) entwickeln sich nämlich die Neugierde, die habituell geworden Neugierigkeit heist, die Wifs- und Lernbegierde, und insofern der menschliche Verstand auch gern das Unmögliche wissen möchte, die Neigung, das Geheimnißvolle, Wunderbare und Unergründliche (Alchymie, Stein der Weisen etc.) zu erforschen, (vgl. §. 120), die oft zum Hang, zur Leidenschaft und Sucht erwächst. Heftet sich der Wissenstrieb an unbedeutende Dinge; so erzeugt er Kleinigkeitskrämerei; und gesellt sich zu ihm die Vorstellung von Wichtigkeit des Gefundenen, Pedanterie und Kleinigkeitsgeist.

§. 118.

Als Nachforschungstrieb weckt er den Forschungsgeist, (namentlich in dem empirisch-historischen Wissen); Liebe zur Speculation (in der Philosophie), die oft in Speculirsucht ausartet; Liebe zur Aufklärung (in der Religion), die übertrieben aber auch als Sucht erscheint; ja die Philosophie (Liebe zur Weisheit und Streben nach ihr) selbst, die aber, wenn sie nirgends, auch bei dem unmittelbar Gewissen nicht acquiescirt, sondern auch da noch nach anderweiten Gründen fragt, ebenfalls in Skepticismus und Zweifelsucht ausartet. Wird aber zugleich auf die Mittel zur Auffindung der Wahrheit, welche im Verstande gegeben sind, (die logischen), Rücksicht genommen; so entsteht die Liebe zur Systematik, deren Befriedigung entweder wissenschaft-

lichen Sinn oder leeren Formalismus zur Folge hat; und insofern die Mittheilung, als der beste Weg, das blofs Subjective vom Objektiven zu unterscheiden und sich der Wahrheit zu nähern, sich mit dem Wahrheitssuchen verbindet, entstehen Streitslust und Streitsucht, Verbesserungslust und Tadelsucht, der Wunsch und die Begierde nach Sprach-, Schrift- und Pressfreiheit.

§. 119.

Der Willenstrieb (§. 100) erzeugt als Freiheitstrieb die Neigung, lieber unterzugehen, als seine sittliche Freiheit aufzugeben oder zu verläugnen, Heldensinn und Liebe zum Märtyrertum; als Gewissenstrieb die Liebe zur Gewissens- und Glaubensfreiheit vor den Menschen, und die Geneigtheit zur Demuth vor dem Heiligen, wenn sich der Mensch, in religiöser Betrachtung seiner Unvollkommenheiten, mit dem Ziele seiner Bestimmung, oder mit Gott vergleicht. Insofern der Willenstrieb aber Sittlichkeitstrieb ist weckt er die Geneigtheit zu Entsagungen und Aufopferungen, und wird nach öfterer Uebung derselben, nach wiederholter Ueberwältigung der Sinnlichkeit und dem Gelingen der Tugend, die Quelle des edeln Selbstvertrauens; des Edel-sinnes und der Grofsmuth bei Beleidigungen; aber die aus ihm entspringende Liebe zur Schuldlosigkeit erzeugt auch den Hang zu Beschönigungen, Heuchelei und Scheinheiligkeit.

§. 120.

Der Schönheitstrieb (§. 101.) spielt, als Seeligkeitstrieb im Allgemeinen, vorzüglich in Verbindung mit der edeln Geschlechtsliebe (§. 110.) eine wichtige Rolle in der reinen (platonischen) Liebe, (dem Wunsche nach Vereinigung der eigenen mit der in einer andern Person erkannten Geistesschönheit), der aus ihr hervorgehenden geistigen Verklärung des ganzen geselligen Lebens, der edlen Begeisterung für alles Ideale und der Huld gegen alle Erscheinungen desselben. Als Geschmackstrieb erzeugt er Kunstliebe, Kunstliebhaberei und (oft egoistische) Sucht nach dem (alleinigen) Besitze von Kunstwerken; hat mächtigen Einfluß auf Wohlanständigkeit und Sitte, so wie auf Putz- und Modesucht (§. 112.); und zeigt sich in seinen Entartungen als Geschmacklosigkeit, Possenliebe, Fratzensucht und Vandalismus. Als Gottseeligkeitstrieb endlich ist er die Quelle sowohl von Liebe zur Religiosität und Andacht, (Kirchenbesuch), als von Bigotterie, Schwärmerei und Fanatismus, und weil das Gefühl die dasselbe begünstigende Dunkelheit liebt, von der Neigung zum Geheimnißvollen und Wunderbaren, dem Hange zu Magie und Aberglauben und von der Geisterseherei, zu welcher letztern sich gewöhnlich, wie zu dem Gefühle einer sinnlichen Vereinigung mit Gott, Eitelkeit und Eigendünkel gesellt.

§. 121.

Ueberhaupt lassen sich wohl aus dem bisher Gesagten so manche Gesetze von der Association der Begierden von selbst abnehmen; denn dafs nur verwandte und nicht einander entgegengesetzte zugleich statt finden können, versteht sich ohnehin. Die (§. 103. ff:) angegebene Entstehungsart der Neigungen und Leidenschaften, so wie der Gierden und Suchten, kann auch keinen Zweifel über ihre Communication, die leidenschaftlichen Ausbrüche der Suchten und die Uebergänge der Gierden in Neigungen und der Leidenschaften in Suchten; über die Bedingungen ihrer Zunahme und die Gründe ihrer Stärke übrig lassen. Nur in Hinsicht der letztern, die man oft für die kräftigste Energie im Menschen, für den eigentlichen Impuls zu allen grossen Gedanken und Thaten angepriesen hat, verdient bemerkt zu werden, dafs das *primum agens* eigentlich nicht die Leidenschaften und Suchten, sondern die ihnen zum Grunde liegenden stark angeregten Gefühle (Affekten) waren, und dafs auch diese doch nur unbewufste, nicht deutlich erkannte, somit des weisen, nach Ueberlegung und Absicht handelnden Menschen unwürdige Bestimmungsgründe sind, wofern sie nicht erst gleichzeitig mit hohen Gedanken, edeln Entschlüssen und grossen Handlungen, oder als Folge derselben erscheinen. Deshalb und wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf den Organismus, wodurch sie die Natur als verwerflich ankündigt, ist es

gerathen und Pflicht, allen Exaltationen der Begierden und Neigungen, dergleichen die Leidenschaften und Suchten sind, beizeiten vorzubeugen, und sie lieber in ihrem Entstehen zu verhindern und zu unterdrücken, als später erst mühselig und doch oft fruchtlos an ihrer Schwächung und gänzlichen Ausrottung zu arbeiten. Den Leidenschaften kann der Verstand allenfalls noch wehren, (vgl. §. 105); aber den Suchten nur die Stärke der Vernunft und des Willens. Da aber deren Selbstständigkeit selbst stets von ihnen gehindert wird; so ist es natürlich, daß ihre Heilung nur selten ganz gelingt.

Eilfter Abschnitt.

Von dem Selbstbestimmungsvermögen.

§. 122.

Wenn das untere Bestrebungs- oder das Begehrungsvermögen sich auf Gefühle stützte und, zunächst von diesen ausgehend, in den animalischen Trieben nichts als Entfernung unangenehmer Affektionen des Gemeingefühls, in den humanen Entfernung der widrigen Zustände des Selbstgefühls beabsichtigte, und in den geistigen Trieben lästigen Bedürfnissen des Geistes, die sich unmittelbar, also auch durch Gefühl, im Bewußtseyn ankündigen, abzuhelpen suchte; wenn wir ferner in den Begierden, ihren Modifikationen und Steigerungen durchgehends nur die durch

Phantasie und Verstand in ihren Richtungen und Graden geleiteten körperlichen und geistigen Triebe wiedererkannten: so gründet sich dagegen das obere Bestrebungs- oder das *Selbstbestimmungsvermögen* auf Vorstellungen, und zwar auf Vorstellungen des obern Erkenntnisvermögens, auf Begriffe und Ideen, als welche den ersten Impuls zu seinen Anregungen und Aeufserungen abgeben, obwohl in diesen selbst wir wiederum nichts anders, als den ursprünglichen Trieb in weiterer Bedeutung (§. 64) anerkennen können.

§. 123.

Demnach ist in dem Selbstbestimmungsvermögen die Spontaneität, die freie Subjektivität, der vorherrschende Charakter, wie in dem Begehrungsvermögen die Receptivität, das Bestimmtseyn durch Gefühl- und Gebundenseyn an Empfindungen, die nur erst in den Neigungen und Gierden eine deutliche Einsicht und freiere Leitung zuließen, aber in den Leidenschaften und Suchten schon wieder in ihren Charakter der Dunkelheit und bewußtlosen Nothwendigkeit, zurückfielen. Dies, und nicht die Uneigennützigkeit ist der wahre Unterschied zwischen dem untern und oberen Bestrebungsvermögen; denn wenn gleich die animalischen Triebe eigenlüstig (§. 75), die humanen eigenliebig (§. 85) sind, so sind doch schon die Begierden nicht immer eigennützig und selbstsüchtig, sondern zum Theil auch uneigennützig und gemeingeistig; es kann diese Eigen-

schaft also nicht zum wesentlichen Merkmal der Selbstbestimmungen gemacht werden. Die Spontanität zeigt sich aber auch hier, wie beim Denkvermögen, auf eine zweifache Weise; denn da der Selbstbestimmung Gedanken zur Grundlage dienen, diese aber entweder Begriffe oder Ideen sind (§. 57), und das Begriffevermögen Verstand (§. 58 f.), das Ideenvermögen Vernunft (§. 61 f.) heisst; so ist auch das Selbstbestimmungsvermögen oder der Wille entweder verständiger Wille — Willkühr, oder vernünftiger Wille — Freiheit.

§. 124.

Die Willkühr, als der verständige Wille, entspricht demnach dem freigewordenen Triebe. Da aber der Trieb an sich blofs formal ist (§. 75), und der Verstand, der ihn in diesem Falle anregt, ebenfalls (§. 59); (denn die Begriffe, als blofse Abstrakta, allgemeine, aber nicht nothwendige Vorstellungen, geben ihm keinen Gehalt; sind auch nicht Gegenstand, sondern blofs Grund der freien Aeussderung des Triebes); da der Verstand also auch nicht einmal, wie das Gefühl, auf die Abhülfe eines unangenehmen Zustandes richtet; so ist auch die Willkühr eine blofse Form des Wollens, wie schon ihr Name — Wille als Wahlvermögen — andeutet, lediglich formell, d. h. ein blofses Vermögen, sich unabhängig von äufsern Gesetzen und körperlichen Bedingungen zu bestimmen. Das Wozu? kann aber nur entweder von der Sinnlichkeit,

oder von der Vernunft, dem Vermögen der Zwecke, ausgehen. Der Willkühr ist daher, insofern sie namentlich zugleich von der Urtheilskraft, als dem zweiten Theile der Intellektualität (§. 60), geleitet wird, die Wahl zwischen einem sinnlichen oder Vernunftzwecke und der zu seiner Erreichung dienlichen Mittel überlassen. Fällt die Wahl zu Gunsten der Sinnlichkeit aus, so mag die Willkühr sinnlich - intellektuell heißen; entscheidet sie aber für verständige Zwecke, so gebührt ihr mit Recht der Name rein intellektuelle Willkühr.

§. 125.

Die sinnlich - intellektuelle Willkühr ist demnach das Vermögen, das, was den Sinnen schmeichelt, das Angenehme, zu wollen, und das, was die Sinnlichkeit widrig afficirt, das Unangenehme zu verabscheuen, oder der Grund der Möglichkeit, zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen frei zu wählen. Dafs die Entscheidung der Wahl auf das Angenehme, oder doch Genufs versprechende fallen werde, läfst sich von selbst abnehmen, da hier ein sinnlicher Zweck verfolgt wird; aber eben das Setzen des sinnlichen Zweckes, so wie die Wahl der dazu dienenden Mittel, ist das Geschäft der Willkühr, und der Verstand fehlt hierbei nur dann, wenn er etwas für angenehm hält, was es bei seiner Erlangung nicht ist, oder Mittel ergreift, die seine Erreichung vereiteln. Auch kann die Wahl eines sinnlichen Zweckes der Willkühr nicht zum Vorwurf gemacht werden, sondern nur

der Vernunft, und zwar bloß dann, wenn sie jenem gerade einen höheren Zweck entgegenzusetzen hatte, und doch die Willkühr nicht durch ihre Einwirkung zur Freiheit erhob.

§. 126.

Die sinnlich-intellektuelle Willkühr ist dem zufolge von den Begierden und deren zweifachen Steigerung mit denen sie am leichtesten verwechselt werden könnte, noch wesentlich verschieden. Bei den Begierden nämlich ist der auf die Befriedigung eines gefühlten oder erkannten Bedürfnisses gerichtete Trieb das Erste, und der Verstand concurrirt dabei bloß subsidiarisch und zwar, namentlich in den Neigungen und Leidenschaften, noch tumultuirt von der Phantasie; aber hier geht das verständige Wollen vorher; es bestimmt die Willkühr erst, was vergnügen soll. Dort ist es unmittelbar der Trieb, der begnügt seyn will, und die Befriedigung desselben ist es, was vergnügt; der Verstand entscheidet bloß über die Mittel. Hier entscheidet er auch über den Zweck selbst, hat also eine doppelte Function; er hat sowohl das, was nach seinen Begriffen und der Aussage der Urtheilskraft angenehm ist, als die Mittel zu bestimmen, die zur Erreichung desselben taugen. Der Grund der Möglichkeit aber, in beiden Fällen frei zu wählen, d. h. entweder das Angenehme oder Unangenehme, und entweder diese oder jene Mittel zu erkiesen, liegt nicht im Verstande, sondern in dem Willen, der in dieser Hinsicht eben Willkühr heißt, und

zwar sinnlich-intellektuelle, weil das, worüber zu entscheiden ist, die Sinnlichkeit angeht.

§. 127.

Rein intellektuell ist die Willkühr dann, wenn sie verständige, aber nicht von dem Verstande gefafste, (denn dieser ist blofs formal), sondern ihm von der Vernunft vorgeschriebener Zwecke betrifft. Doch bestimmt dabei die Vernunft nicht die Art und Weise und die Gesetze des Wollens; denn aufserdem würde der Wille, als nach Vernunftgesetzen entscheidend, als Freiheit erscheinen, sondern die Motive der Entscheidung hängen auch hier lediglich von dem Verstande ab. Dieser hält nämlich den gegebenen Zweck fest, sobald er ihn als nützlich erkannt hat, und beurtheilt alsdann ebenfalls die Mittel nach ihrer Angemessenheit zu demselben. Die rein intellektuelle Willkühr wählt also nicht, wie die sinnlich-intellektuelle, zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen, sondern zwischen dem Nützlichen und Schädlichen, und ist der Freiheit, oder dem vernünftigen Wollen ebenso verwandt, wie das *utile* (das durchgehends und allseitig Nützliche) dem *honestum*, und wie die sinnlich-intellektuelle Willkühr den Begierden; aber es giebt keinen andern Maasstab zur Eintheilung der Willkühr, da sie in ihrer innern Natur immer dieselbe und formal ist, die innerlich unbeschränkste Ungebundenheit in Hinsicht der Wahl, die freilich durch äufsre oder doch anderweite Motive oft bestimmt, aber nie genöthigt werden kann.

§. 128.

Die Freiheit, oder der vernünftige Wille, ist nichts anders, als die an eine innere Gesetzmäßigkeit gebundene Willkühr; sie richtet sich nämlich nach Ideen, die, Allgemeinheit und Nothwendigkeit in sich tragend, eigentliche Gesetze sind und geht darauf aus, diesen, denen schon oben (§. 61.) subjektive Realität zuerkannt wurde, soviel möglich, auch objektive Realität zu verschaffen. Die Vernunft bemächtigt sich also in dem vernünftigen Wollen des, in der Willkühr als von Naturgesetzen entbundenen und zügellos erscheinenden, Triebes so, daß er nun unter ihre eigne Leitung und Gesetzgebung zu stehen kommt, und sie ihn allein zu innern und äußern Handlungen bestimmt, die eben darum frei, d. h. von keinem Gemeingefühl, keinem Selbstgefühle und keiner Phantasie herbeigeführt, nicht durch Sinnlichkeit, Neigung und Leidenschaft bestimmt, sondern lediglich aus der Befolgung vernünftiger Grundsätze hervorgegangen sind; denn was sich selbst, nach eignen Gesetzen und selbstentworfenen Zwecken bestimmt, das ist frei. Die Freiheit des Willens besteht demnach in völliger Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit, (vorherrschenden Receptivität), und ist unbedingte Spontaneität; denn die Vernunft ist ebenfalls selbstthätig, und der Wille wird von ihr bloß durch Vorstellung ihrer Gesetze innerlich genöthigt, aber nicht gezwungen. Diese moralische Nöthigung heißt Pflicht, und die auf sie Bezug habenden Gesetze heißen Gebote; denn

sie erscheinen mit dem Charakter der Nothwendigkeit: Du sollst.

§. 129.

Die als allgemein und nothwendig sich ankündigenden Pflichtgebote sind aber nur nöthigend, nicht zwingend; daher kann der Wille, der nach ihnen wählt und verwirft, sie befolgen oder nicht; er kann gut und böse seyn, sonst wäre er ebenfalls nicht frei. Diesen Charakter sichert ihm aber seine Grundlage, die Willkühr. In dieser Hinsicht betrachtet er die Gebote als Maximen, als subjektive Grundsätze und Bestimmungsgründe seiner Entscheidung, seines Entschlusses und seiner That, und erscheint als freier Wille im engern Sinne, d. h. als Grund der Möglichkeit (Vermögen), Vernunftgesetze, unabhängig von äußeren Rücksichten und Motiven, zu befolgen oder nicht, und bildet, wie man leicht sieht, die erste Stufe von der Willkühr aufwärts zur völligen Freiheit; er ist nur Freiheit in der Anlage, die sich hie und da auch in ihren Aeufserungen, sobald sie nämlich den Vernunftmaximen nachkommt, wirklich frei zeigt, und der Grund der Zurechnungsfähigkeit und der Schuld; aber nicht Freiheit, als bleibender Zustand.

§. 130.

Diese ist nicht nur Möglichkeit, nach Vernunftgesetzen, die in diesem Falle als Maximen erscheinen, zu handeln, sondern sie ist Fertigkeit, Stärke und Festigkeit, ja Nothwendigkeit, den Pflichtgebo-

ten, die dann als Grundsätze (Prinzipien) auftreten, in allen Willensäußerungen, Entschliefungen und Handlungen zu genügen; sie ist Charakter, guter Wille; denn das Objekt der Willensfreiheit kann kein andres, als das Gute, (absolut Gute, Gott), seyn, und dieses ist hier gleichsam zum habituellen Gegenstande und Inhalte des Willens geworden. Dies erfolgt aber nicht durch Vorstellung desselben, als einer Idee, allein, sondern es wird diese vermittelst der Phantasie in ein dem Willen vorschwebendes Ideal der sittlichen Güte, (relativ, in Beziehung auf den Menschen, z. B. Christus), verwandelt und dadurch das Gefühl zugleich mit in Anspruch genommen. Wenn also die Stärke des Charakters ebenfalls, wie die der Leidenschaft und Sucht, von dem Gefühle abhängt; so darf doch nicht übersehen werden, daß hier das Gefühl, und zwar nicht das sinnliche, sondern das moralische und religiöse, nicht als Grund, sondern als Accidens und Folge der deutlich erkannten Idee und des Willens erscheint, (vgl. §. 121.). So fällt denn offenbar der Wille auf dieser Höhe mit der Vernunft und dem Gewissen zusammen; mit dem Charakter endigt sich also der Cyklus der gesammten Willenskräfte, (vgl. §. 65.)

Zwölfter Abschnitt.

Von dem Gefühlsvermögen im Allgemeinen.

§. 131.

In der Mitte zwischen dem das Aeussere in ein Innres verwandelnden Sinne und dem das Innere nach aussen manifestirenden Triebe steht, auf sich selbst ruhend, das Gefühl, die früheste, tiefste und ursprünglichste Erscheinung im Zeitleben des Menschen. Daher kündigt sich auch sein Daseyn unmittelbar im Bewusstseyn an, und weil es aus dem Gesamtwesen des Menschen hervorgeht und ihn ganz durchdringt, ist es auch mit einer so grossen Gewissheit und Zuversicht verknüpft, dass keine Sophistik und kein Skepticismus, der nur mit Begriffen verfährt, seine Realität zu erschüttern vermag. Es ist eine durchaus subjektive, die innigste Erregung unseres eigenen Seyns und entzieht sich darum mehr, als jede andre Geisteskraft, dem forschenden Auge des Psychologen.

§. 132.

Gleichwohl kann sein Daseyn so wenig geläugnet, als dem bewiesen werden, der sein eignes Gefühl verläugnet. Auch vermag niemand darzuthun, dass das Gefühl bloß einen körperlichen Ursprung und Sitz habe, wenigstens nicht zu seinem Nachtheil im Vergleich mit den beiden andern Vermögen;

denn auch diese kennen wir nur als Aeufserungen eines mit einem organischen Leibe innig verknüpften Geistes, ja im Grunde nur als zwei Ausflüsse aus jenem Vereinigungspunkte, mit dem sie auch in ihren freiesten Thätigkeiten noch in Berührung stehen. Daher kann man auch das Gefühl sowohl in seiner Einfachheit, als sich anschliessend an Zustände des Vorstellungs- und Bestrebungsvermögens betrachten.

§. 155.

Dieser Unterschied zwischen einfachen und zusammengesetzten Gefühlen zieht sich daher ebenso durch alle Stufenunterschiede des Gefühles hindurch, wie sein allgemeinstes, ebenfalls ganz subjektives, Merkmal der damit verknüpften Lust oder Unlust. Doch gründen sich diese Unterschiede nicht auf die eigentliche und allgemeine Natur des Gefühles, denn der erstere faßt es nicht rein auf und der letztere ist zu sehr nach den Individuen verschieden; sie können daher auch so wenig zum Maasstab seiner Eintheilung genommen werden, als die in der Sprache angedeuteten Verschiedenheiten, weil letztere erst nach den realen Unterschieden zu bestimmen sind. Gemischte Gefühle in Hinsicht auf Lust und Unlust gibt es nur insofern, als beide in raschem Wechsel und in den kleinsten Zwischenräumen auf einander folgen können; gleichgültige nur insofern, als der Grad der Lust oder Unlust so klein ist, daß man ihn kaum wahrnimmt, oder

G

man durch Gewohnheit zu seiner Nichtbeachtung verleitet wird.

§. 154.

Die einfachen Gefühle, in welchen sich das Wesen der Gefühle nothwendig am reinsten ausspricht, haben ihren Grund aber, wiewohl in ihrem Wesen die Empfänglichkeit vorherrscht, bald mehr in der Receptivität, bald mehr in der Spontaneität des menschlichen Geistes. Da nun jene vorzüglich von dem organischen Leibe, letztere von der geistigen Kraft selbst abhängig ist; so fällt dieser Unterschied mit dem des Körpers und Geistes zusammen. Man kann daher die lediglich auf Empfänglichkeit gegründeten Gefühle auch körperliche und die durch Selbstthätigkeit erzeugten geistige nennen. Die ersteren heißen auch Empfindungen schlechthin, die letzteren vorzugsweise Gefühle. Darauf gründet sich nun der Unterschied zwischen dem unteren Gefühls- oder Empfindungsvermögen, und dem oberen oder Gefühlsvermögen κατ' ἐξοχήν.

§. 155.

Die Empfindungen erstrecken sich aber entweder über den ganzen Organismus, Gemeingefühl, oder sind an gewisse Theile und Organe desselben geknüpft, eigenthümliche Empfindungen. Beide können sich in ihren Aeufserungen entweder von einer mehr organisch - animalischen, oder animalisch - humanen Seite ankündigen, und

so ist das Gemeingefühl bald Lebensgefühl, bald Selbstgefühl, und die eigenthümlichen Empfindungen sind ebenfalls bald thierische, bald menschliche. Die höheren geistigen Gefühle beziehen sich aber bald auf unser subjektives Verhältniß zu andern lebendigen Wesen, (besonders Menschen), sympathetische, mögen sie nun sinnlich oder geistig erzeugt werden; bald auf subjektive Stimmungen, welche sinnliche und über-sinnliche Gegenstände, die das Gefühl an sich ansprechen, erregen, idealische, die im ersteren Falle ästhetische, im zweiten religiöse sind.

§. 156.

Mit dieser Eintheilung laufen parallel die zusammengesetzten, nach der Classifikation der Vorstellungen und Bestrebungen anzuordnenden und zu benennenden Untertheile der theoretischen, (mit Vorstellungen verknüpften), und praktischen, (mit Bestrebungen verbundenen), Gefühle. Doch soll von den zusammengesetzten Gefühlen noch besonders die Rede seyn; daher diene einstweilen zur Uebersicht über die einfachen Gefühle folgende Tabelle:

I. *Unteres Gefühls- oder Empfindungsvermögen:*

1) Gemeingefühl:

- a) Lebensgefühl,
- b) Selbstgefühl;

2) körperliche eigenthümliche Gefühle:

a) animalische,

b) humane.

II. Oberes, oder Gefühlsvermögen im höheren Sinn:

1) sympathetische Gefühle,

a) sinnlich erregte geistige,

b) rein geistige.

2) idealische:

a) ästhetische,

b) religiöse.

Dreizehnter Abschnitt.

Von dem Gemeingefühle.

§. 157.

Da alle Sensibilität, die bei ihrer einfachsten Anregung, als Gefühl (subjektive Empfindung) erscheint, auf das Vorhandenseyn der Nerven sich gründet; so muß auch das Gemeingefühl auf der allgemeinen Empfindungsfähigkeit und zwar auf einer Affektion aller Nerven im ganzen Organismus beruhen; denn durch dasselbe empfinden wir nicht nur unsre räumliche Existenz (vgl. §. 21.), sondern auch alle einzelnen Glieder unsers Organismus, (selbst paralytische, in denen die willkührliche Bewegungsfähigkeit der Muskeln aufgehört hat), als uns zustehend, und (wohl mehr durch einen organischen Zusammenhang, als durch mechanischen Druck, oder eine galvanisch erweiterte Wirkungssphäre der Ner-

ven,) selbst solche Theile, welche nicht mit Nerven ausgestattet sind, als zu unserm Organismus gehörig. Alle besondern Gefühle, als welche durch die eigenthümliche Sensibilität der Nerven in einzelnen Organen vermittelt werden, sind daher auch nur örtliche Anregungen des Gemeingefühles, das wegen des Zusammenhanges aller Nerven unter sich jedesmal mit, obwohl nur so schwach, daß sich der Mensch dieser Affektion nicht bestimmt bewußt ist, angeregt wird.

§. 158.

Doch kann es so wenig ein völlig bewußtloses, als ein ganz gleichgültiges Gefühl (§. 155.) geben; denn ohne Innwerden überhaupt ist es so gut, als gar nicht vorhanden. Wohl aber macht das Gemeingefühl die früheste und dunkelste Unterlage des Bewußtseyns selbst aus, (vgl. §. 22). Es ist durch den ganzen Körper verbreitet, und hat keinen festen Mittelpunkt, am empfindsamsten zeigt es sich indess in den Theilen des Organismus, in welchen die Ganglien und die Nerven des organischen Systems vorwalten und sich concentriren. Daher scheinen auch seine Erregungen nur mittelst des sympathischen Nervs zum Bewußtseyn zu gelangen und nicht unmittelbar in das sogenannte *Sensorium commune* (vgl. §. 7.) zu fallen, (vgl. §. 8. f.) Selbst die von geistigen Bestimmungen ausgehenden höheren Gefühle kündigen sich im Organismus an und entstehen zwar wahrscheinlich in dem Gehirn, werden aber bei einiger Stärke, namentlich im Affekt, durch den

sympathischen Nerv in das System der organischen Sensibilität fortgeleitet und sind ebenfalls einzelne Stimmungen des Gemeingefühles, das eben darum und weil es die erste animalische Ankündigung im Menschen ist, das Urgefühl genannt werden kann, und ebenso in allen Gefühlen waltet, wie der Sinn durch alle Vorstellungen und der Trieb durch alle Bestrebungen sich hinzieht.

§. 139.

Es ist so ursprünglich — schon im Fötus von der Zeit seiner ersten Bewegungen im Mutterleibe an nothwendig vorhanden — und so einfach — in allen Nerven an sich dasselbe, — dafs es nicht leicht ist, sein Wesen anders, als durch die Darlegung seiner Bedingungen (§. 137 f.) und die Berufung auf eines jeden eigne innre Empfindung, begreiflich zu machen, oder es in viele Untertheile zu spalten. Die allgemeinste Modifikation desselben zu Lust und Unlust, jenachdem wir unsre Organe im Zustande der Integrität, der ungehinderten Thätigkeit und des Wohlseyns, oder im Zustande der Corruption (Verletzung), der Beschränkung und des Uebelseyns, mithin angenehm oder unangenehm afficirt, empfinden, ist ihm nicht eigenthümlich, sondern allen Gefühlen, eben weil sie sämmtlich auf dem Gemeingefühle beruhen, gemeinschaftlich, — wie das Subjektivisiren eines Objektiven mit dem Sinne allen Vorstellkräften, das Objektivisiren des Subjektiven mit dem Triebe allen Bestrebungsvermögen — und darum zu einer Eintheilung nicht tauglich (§. 153.). Doch kann man

das mehr organisch - animalische von dem animalisch-humanen, oder kurz ein thierisches und menschliches — Lebensgefühl und Selbstgefühl — unterscheiden.

§. 140.

Insofern das Gemeingefühl bloß auf organische Bedingungen des Körpers gegründet ist, erhält es mit Recht den Namen Lebensgefühl, (Vitalem-pfindung, welche aber kein Sinn, sondern bloß subjektiv ist, vgl. §. 56.); denn der Mensch hat dasselbe mit allen lebendigen (beseelten) d. h. animalischen Wesen, auch den niedrigsten Thierklassen, gemein. Auch verläßt es den Menschen nie gänzlich in seinem Leben, sondern, wie es sich am frühesten in demselben entwickelt, so verliert es sich auch am spätesten, äußert sich auch dann noch, wenn bereits alle Sinne verschlossen und alle Triebe schwach sind, ja selbst im Schlafe, wo es unwillkührliche Veränderung der Lage zur Folge hat. Nur in Ohnmächten, Starrsuechten und heftigen Krämpfen, wo gleichsam das Band, wodurch Seele und Leib in Gemeinschaft stehen, gelöst oder die erste betäubt ist, scheint es den Menschen verlassen zu haben, und muß daher von der Irritabilität der Muskeln, welche z. B. bei Krämpfen, in einem sehr hohen Grade vorhanden seyn kann, ohne daß Gefühl damit verbunden ist, wohl unterschieden werden.

§. 141.

Da wir in ihm vornämlich unser körperliches Daseyn, d. h. unsern Organismus an verschiedenen Stellen, (also im Raume), und dessen successive Zustände, (obwohl jeder nur in der Gegenwart von den Gefühlen erfaßt wird), ihn also in der Zeit empfinden; so werden durch dasselbe auch alle Veränderungen in dem Organismus und alle Einflüsse auf dessen Gesammtheit von aussen wahrgenommen (empfunden); und zwar verschieden nach der von Alter, Geschlecht, Constitution, Temperament, Gesundheitszustand etc. abhängenden Stärke oder Beschaffenheit des Organismus selbst. Aber es reicht weder über den Organismus hinaus, noch ist es sich selbst dieser Unterschiede und Modifikationen bewußt. Es unterscheidet nichts, als Wohl und Wehe, und so kündigt es sich denn bald als Behaglichkeit (Wohlbehagen), bald als Unbehaglichkeit (Missbehagen) an, welche letztere den Erhaltungstrieb weckt (§. 75.) Es kann durch äussere (körperliche z. B. spirituöse Genüsse, Gerüche, Athmen in reiner Bergluft etc.) und innere Mittel (Vorstellungsspiele) erhöht oder geschwächt werden, und ist eben darum auch der Grund der physischen Ahnungen, welche sich auf den Zustand des ganzen Organismus beziehen, der z. B. durch Wetterveränderung, verändertes Elektricitätsverhältniß vor dem Aufsteigen eines Gewitters, herbeigeführt wurde. Die letzte Aeußerung ist um so stärker, je weniger seine Empfindungen durch hö-

here Sinnthätigkeit getrübt, oder vielmehr aufgeklärt werden, also in niedrigen Thiergattungen, z. B. beim Laubfrosch.

§. 142.

Zu den Modifikationen des Lebensgefühles und insbesondere zu denen der Behaglichkeit, (welche im höheren Grade Lust heisst), gehören namentlich das Gefühl der Gesundheit, der Leichtigkeit und der Kraft, so wie das Gefühl der Genesung, der Erquickung, Erholung und Stärkung, welche, als auf ein Nachlassen des körperlichen Mifsbehagens beruhend, in der Regel inniger und stärker empfunden werden; zu denen der Unbehaglichkeit aber, (welche in einem hohen Grade Schmerz heisst), das Gefühl der Krankheit, der Schwere (körperlichen Indisposition) und der Kraftlosigkeit, so wie die Gefühle der Erschlaffung, Ermüdung, Erschöpfung und Mattigkeit. Einige davon haben mehrere Arten, wie das Krankheitsgefühl, während das Gesundheitsgefühl, als immer ein und dasselbe, nur dem Grade nach verschieden seyn kann. Ferner müssen folgende körperliche Gemeingefühle als zu dem Lebensgefühl gehörig betrachtet werden: das Gefühl der Wärme und Hitze, der Kälte und des Frostes; der Ruhe und Trägheit, der Thätigkeit und Anstrengung, von denen die höheren Grade allemal unangenehm sind, wie selbst das Gefühl der Trägheit.

§. 145.

Beruhet dagegen das Gemeingefühl nicht bloß auf Bedingungen des physischen Organismus, sondern stützt es sich zugleich mit auf die Durchdringung desselben von der freien Subjektivität, so wird es Selbstgefühl genannt, das, als Bewußtseyn voraussetzend, (wenn gleich selbst noch nicht zum klaren Bewußtseyn erhoben), der Menschennatur ausschließlich zukommt, und daher auch das humane Gemeingefühl genannt werden kann; denn nur der Mensch unterscheidet sein Selbst, sein Ich, als eine Individualität, von allen Dingen außer sich. Doch geht auch das Selbstgefühl, als Gefühl an leibliche Bedingungen geknüpft, nicht über den Organismus hinaus, sondern in ihm empfinden wir denselben nur als zu unserer Individualität, zu unserem Selbst gehörig, nicht bloß als Organismus, und seine verschiedenen Zustände, als Veränderungen unsres sinnlichen Wesens, nicht bloß als Zustände. Es mischen sich also in das Selbstgefühl schon Vorstellungen, wenn auch nur dunkel, ein.

§. 144.

Das Selbstgefühl darf demnach auf keine Weise mit dem Gefühle schlechthin, dem Gemein- oder Lebensgefühle verwechselt werden, sondern es ist Empfindung und Vorstellung von dem Zustande unsres Seyns zugleich, und auf diese Stufe wird es vornämlich durch den innern Sinn (§. 44), der die Affektionen des Gemeingefühles mit dem Bewußtseyn in Verbindung bringt, erhöhen. Wir

empfinden in ihm nicht blofs den Zustand und die materiellen, physisch bewirkten Veränderungen in unserm Organismus, sondern den Zustand und die Veränderungen in unserer subjektiven Wirksamkeit selbst. Es wird auch das Gemüth genannt, obwohl man darunter richtiger nicht sowohl eine Anlage, als vielmehr einen Zustand versteht, nämlich diejenige Verfassung des innern Menschen, welche, als allmäliger Ertrag seines Zeitlebens, aus der angenommenen und angewöhnten Stimmung seiner Vermögen hervorgeht; die Einheit des Kopfes und Herzens, insofern sie zum empirischen Charakter geworden ist, die freilich mehr auf einer habituellen Stimmung des Gemeingefühles, als auf der stetigen Befolgung praktischer Vernunftprinzipien, wie der Charakter im engern Sinne des Wortes, beruht, aber weder gleich mit dem Selbstgefühl, noch mit dem Charakter (§. 130.) ist. Doch gründen sich auf das Selbstgefühl, wie das Gemüth selbst, so auch diejenigen Affekte, welche Gemüthsbewegungen im engern Sinne heißen können, (vgl. §. 206.).

§. 145.

Der Einfluß der Vorstellungen und des Bewußtseyns auf das Selbstgefühl ist auch der Grund, warum die Gemeingefühle in ihm schon einen höheren, humanen Charakter annehmen; sie erscheinen nämlich schon nicht mehr blofs als ein ganz blindes Innewerden körperlicher Stimmungen, sondern nehmen eine Beziehung auf die Individualität, als ein Selbst, und werden die Quelle der humanen Triebe, wie das Selbstgefühl die Unterlage des

humanen Grundtriebes, der Selbstliebe, ist. (§. 85.) So erscheint denn auch die Behaglichkeit (§. 141.) hier als Heiterkeit und in ihrem höheren Grade als Munterkeit, das Gefühl der Leichtigkeit (§. 142.) als Aufgeräumtheit und Frohsinn, das Gefühl der Kraft als Uebermuth und Ausgelassenheit; das Gefühl der Unbehaglichkeit dagegen als Traurigkeit und Betrübniß, das Gefühl der körperlichen Indisposition als Verstimmung und Trübsinn, das Gefühl der Kraftlosigkeit als Mißmuth und Niedergeschlagenheit, (Schwermuth). Beide Reihen zusammen befaßt man schicklich unter dem Namen der körperlichen Laune, in der wir für den Augenblick unser Selbstgefühl angenehm oder unangenehm, und uns zur Theilnahme und That aufgelegt oder unaufgelegt fühlen.

§. 146.

Wie das Gemeingefühl der Boden aller eigenthümlichen körperlichen Gefühle (§. 157.), so ist das Selbstgefühl gewissermaßen die Unterlage aller dem Menschen ausschließlich zukommenden körperlichen und auch der geistigen Gefühle, die als besondere Stimmung desselben wahrgenommen werden, und von den körperlichen sich vornämlich nur durch ihren Ursprung, nicht durch ihre Aeufserung unterscheiden. In ihm kündigt sich daher auch das höchst unangenehme Gefühl der langen Weile an, d. h. der Leerheit an Empfindungen im Selbstgeföhle und somit eine Anekelung der eignen Existenz, die oft

sogar zum Selbstmorde führen kann; gleichviel ob sie durch Mangel an körperlichen oder geistigen Gefühlen herbeigeführt ist, nur dafs sich derselbe auf das Selbstgefühl beziehen mufs; denn wo dieses überhaupt nicht stattfindet, oder wo es noch vorstellungslos, blofs Lebensgefühl ist, da tritt keine lange Weile ein, also weder bei Thieren, noch bei wilden und völlig uncultivirten Menschen, als welche in der Leerheit an Empfindungen noch keine dem Tode gleiche Gefahr für ihre Individualität fürchten, wofern sie nur vegetiren. Was aber auf lange Weile bei Elephanten und Affen zu deuten scheint, ist unstreitig mehr Mangel an Befriedigung des Thätigkeitstriebs.

§. 147.

Mit dem letzteren scheint die lange Weile überhaupt in naher Berührung zu stehen, denn sie ist nicht nur der Sporn, der ihn bei dem Menschen vornämlich antreibt, obgleich er im Lebensgeföhle schon gegründet ist — denn Leben ist Thätigkeit —; sondern sie wird auch am sichersten durch Beschäftigung gehoben. Da indessen der dem Thätigkeitstriebe die Wage haltende Trieb nach Ruhe der Art von Beschäftigung, welche Arbeit heifst, einen grossen Damm entgegensetzt; so sinnt der Mensch, um die lange Weile zu vertreiben, auf leichte Beschäftigung, auf Spiel, und daher stammt denn auch die Freude am Spiel — Karten- und Hazard-, Gesellschafts- und Schauspielen; am Tabakrauchen und Schmausen (an Tafeln); an Phantasiespielen und der

Unterhaltung — zuvörderst aus der Entfernung der langen Weile, und heist auch Kurzweil, obgleich späterhin noch ganz andre Gefühle und Triebe, Begierden und Leidenschaften nach Verschiedenheit des Inhaltes und Gegenstandes der Kurzweil (hier recht eigentlich) ins Spiel kommen, die die Freude am Spiel zur physischen Gemächlichkeit oder zum ästhetischen Wohlgefallen erheben. Die dadurch bewirkte scheinbare Kürze der Zeit — worauf die Ausdrücke: die Zeit verkürzen, Zeitvertreib, (das Zeitvertreiben würde ausserdem ein Zeit tödten seyn), sich gründen — beruht auf der Subjektivität der Zeit und der subjektiven Messung ihrer Dauer überhaupt.

§. 148.

Wie die Leerheit des Selbstgefühles oder die zu lange Dauer gleichgültiger Gemüthszustände das unangenehme Gefühl der langen Weile, und wie der Wechsel derselben Vergnügen erzeugt; so bringt der letztere bei zu kleinen Intervallen und schnellem Fortgange den unangenehmen Zustand des Schwindels hervor, in welchem das Selbstgefühl durch zu raschen Wechsel der Sinnesanschauungen, oder der Bilder der Phantasie, oder der Gedanken beim Hören und Lesen, betäubt und so die Individualität selbst bedroht wird; daher sich mit ihm, wenn er zu einem hohen Grade steigt, oft förmliche Betäubung einstellt. Der Schein der Kreisbewegung rührt dabei unstreitig aus dem schnellen Vorbeischwinden der Vorstellungen her, welches bei der wirklichen Kreisbe-

wegung ebenfalls in Hinsicht auf die Anschauungen stattfindet. Die Neigung zum Erbrechen entsteht entweder organisch durch die unwillkührliche Hebung des Magens und der Eingeweide nach oben, um nicht in die scheinbare Tiefe zu sinken, oder durch den dadurch erweckten Trieb des Ekels, alle äusseren Einflüsse, als Gefahr drohend, schleunigst zu entfernen. Niedre Grade des Schwindels sind das Gräuseln und der Schauer, die nicht sowohl von der Wahrnehmung wirklicher Gefahr, als vielmehr von dem bloßen Gedanken an dieselben, mithin ebenfalls durch Einwirkung der Vorstellungen auf das Gemeingefühl bewirkt werden. Verwandt damit ist unstreitig die Seekrankheit.

Vierzehnter Abschnitt.

Von den eigenthümlichen körperlichen Gefühlen.

§. 149.

Unter den eigenthümlichen körperlichen Gefühlen, (distributiven, wo sodann die Gemeingefühle, aber minder passend collective heißen — sie sind eher totale), werden solche Anregungen des Gemeingefühles verstanden, welche ihren Grund in der besondern Erregbarkeit einzelner Organe haben und eine eigenthümliche Veränderung in den Nerven derselben voraussetzen. Sie werden daher zwar auch im Gemeingefühle, als ihrem gemeinschaftlichen Heerde, wahrgenommen

(§. 137.); aber am deutlichsten an besonderen Stellen des Organismus, als an welche sie vorzugsweise gebunden zu seyn scheinen, empfunden. Wie aber das Gemeingefühl selbst in doppelter Hinsicht betrachtet werden mußte (§. 139.); so werden wir auch hier diejenigen eigenthümlichen Gefühle zu unterscheiden haben, welche mehr auf der organisch-animalischen, und die, welche mehr auf der animalisch-humanen Sphäre des Menschen beruhen, und die sich demnach entweder im Lebensgefühl oder im Selbstgeföhle ankündigen. Wir nennen die erstern animalische, die letztern humane schlecht-hin, weil erstere dem Menschen mit dem Thiere gemeinschaftlich, die letztern ihm ausschließlich zukommen.

§. 150.

Bei beiden werden jedoch die mit Sinnes-eindrücken verknüpften und die als Folge der Triebe erscheinenden Empfindungen, als contemplative und pathologische Geföhle, von welchen späterhin besonders gehandelt werden soll, hier übergangen, wo uns nur die einfachen, oder rein körperlichen Geföhle angehen. Zu diesen gehören aber freilich auch diejenigen, welche die Grundlage und den ersten Beweggrund eines Triebes ausmachen; denn sie werden nicht erst durch Befriedigung oder Hemmung desselben herbeigeföhrt, sondern kündigen sich ursprünglich in dem Gemeingeföhle an. Zum Bewußtseyn gelangen sie aber vermittelt des innern Sinnes (§. 41), als einer

Fähigkeit der beinahe in allen Theilen des menschlichen Organismus verbreiteten Nerven aufser der subjektiven Empfindung des Gefühles auch ohne eine eigenthümliche Struktur, wie sie bei den äufsern Sinnen stattfindet, zur objektiven Empfindung der Anschauung zu dienen; denn lediglich der innere Sinn ist hier der Grund der Möglichkeit, die Lokalität der einzelnen Gefühle im Organismus zu unterscheiden, was nur der Sinn, nie die Empfindung vermag.

§. 151.

In ihm liegt daher auch der Grund, warum wir mehrere Arten der körperlichen Gefühle, z. B. den Schmerz, an sich blofs eine Modifikation des Lebensgefühles (§. 142.), als einen stechenden, brennenden, schneidenden, pochenden, reissenden etc. unterscheiden können, wenn gleich die Armuth der Sprache zur Bezeichnung innerer Verschiedenheiten in den subjektiven Empfindungen uns nicht erlaubt, sie alle eigenthümlich zu benennen, sondern wir uns, wie in den drei letzten Ausdrücken, dazu der von den äufsern Sinnen entlehnten Bilder bedienen müssen. Ebenso ist der innere Sinn, ohne selbst Gefühl zu seyn, der Grund, warum wir manche Arten des Schmerzes nach ihrer Oertlichkeit bezeichnen, die eben darum alsdann zu den eigenthümlichen körperlichen Gefühlen gehören, als Kopf-, Zahn-, Magen-, Eingeweide-, Hühneraugenschmerz etc. Da diese aber insgesamt nicht wesentlich verschieden

sind von den Affektionen des Gemeingefühles; so soll ihrer hier bloß im Vorbeigehen gedacht worden seyn.

§. 152.

Zu den animalischen eigenthümlichen Gefühlen gehört zuvörderst der Kitzel, dessen Grade nach der Ursache seines Entstehens, dem Jucken, Reiben oder dem eigentlichen Kitzeln, verschieden sind. Er besteht in einem ungewöhnlich sanften Reiz der Hautnerven, der in wenigen Punkten in ganz kleinen Unterbrechungen wiederholt durch Berührung hervorgebracht wird. Er ist beinahe an der ganzen Oberfläche des menschlichen Körpers möglich und schließt sich darum dem Gemeingefühle am nächsten an. Doch wird er nicht nur jedesmal örtlich empfunden, sondern es sind auch gewisse Stellen des Organismus, die entweder reichlich mit Nerven versehen, oder an Berührung nicht gewöhnt sind, namentlich die Gegenden um den Mund, unter den Achseln, bei den falschen Rippen, über dem Darmbeine, in den Händen und unter den Fußsohlen, so wie in den Arm- und Kniegelenken, besonders dazu geeignet. Das Angenehme desselben scheint vornämlich in dem Wechsel des Reizes zu liegen; daher auch die Vermehrung des Reizes, wenn er von einem fremden Organismus ausgeht, nicht allein von der Einbildungskraft, sondern unstreitig auch von der Ungewohntheit und Neuheit desselben und seines Wechsels ausgeht. Doch wird der unwillkührliche Kitzel, wenn er zu heftig wird, und

besonders wenn er die zum Leben nothwendige Function des Athemholens unterbricht, unangenehm.

§. 153.

Eine besondere Art des Kitzels ist die körperliche Wollust, im engsten Sinne des Wortes, also genannt wegen der größten Intensität der Lust in diesem Gefühle, das ursprünglich in den Zeugungstheilen seinen Anfang nimmt, aber von dort die Reize dazu durch den ganzen Körper in Bewegung setzt und daher die Sympathie des Gemeingefühles mächtig erregt. Hierin scheint auch der einzig mögliche Grund von der animalischen und äußerst selten vorkommenden Verpflanzung des Wollustkitzels von den Genitalien in andere Theile des Organismus zu liegen, denn im normalen Zustande entsteht dieser Reiz nur durch natürlichen Zudrang der Zeugungssäfte in die Geschlechtstheile, oder durch äussere Berührung, willkührliche Manipulation und Reibung dieser nervenreichen Organe, oder durch unkeusche Vorstellungen, deren Einwirkung auf diese Theile ebenfalls durch die Erregung des Gemeingefühles durch lebhaftes Anschauen, seyen sie vom Sinne oder von der Einbildungskraft ausgegangen, und zwar vermittelt der der Willkühr unterworfenen Nerven, die in den Zeugungstheilen neben den Nerven der organischen Sensibilität sich finden, erklärt werden muss. Die aus der Befriedigung des durch dieses Gefühl erzeugten Triebes entspringende Lust ist pathologischer Art; seine Nichtbefriedigung ist unangenehm,

was jenes Gefühl an sich nur durch Reflexion werden kann.

§. 154.

Eine eigenthümliche Art des Kitzels ist ferner das mit dem Niesen verbundene, bald mehr, bald weniger angenehme Gefühl welches durch einen in den Nerven der Schleimhaut der Nase entweder direkt, (wie durch Luft oder Tabak) oder indirekt, (wie durch das Sehen in die Sonne, wegen der Mitleidenheit der Riechnerven mit den Augennerven), hervorgebrachten jähligen Reiz entsteht, welcher ein plötzliches Zurückziehen des Kopfes und ein unwillkührliches convulsivisches Einathmen durch die Nase zur Folge hat, dem sogleich ein ebenso schnelles Ausathmen, das mit einem Vorwärtsbeugen des Kopfes und wohl des ganzen Rumpfes verbunden ist, folgt. — Aber eine beinahe entgegengesetzte Erscheinung ist das Gähnen, das mehr mit einem unangenehmen Gefühle begleitet ist, es müßte denn seyn, daß es einem beengten Organe, z. B. bei Krämpfen im Unterleib, Luft machte. Es besteht gleichfalls in einem unwillkührlichen, aber langsamen und durch den Mund erfolgenden Ein- und Ausathmen, mit dem ein dehnender Ton und ein Recken des Körpers verknüpft zu seyn pflegt. Es entsteht besonders bei Müdigkeit und Schläfrigkeit und wirkt, wie alle körperlichen Gefühle, sympathisch auf diejenigen, welche es sehen; doch kann es auch durch Mangel an Vorstellungen und durch lange

Weile erzeugt werden, weil diese den Körper ebenfalls erschläft und die Brust beengt.

§. 155.

Ein ähnliches, obwohl nicht mit denselben äußern Erscheinungen begleitetes Gefühl, wie beim Gähnen stattfindet, ist auch das stets unangenehme Gefühl der Beängstigung, das alsdann entsteht, wenn das Athemholen durch innre (Blutanhäufungen, Blähungen etc.) oder äußre Ursachen (entzogene oder schlechte Luft etc.) merklich erschwert wird und die Lungen sich beengt fühlen, und das, wenn es zu einem hohen Grade anwächst, in das Gefühl des Erstickens übergeht und durch Stöhnen sich äußert. — Dagegen gewährt die freie Respiration, besonders das Einathmen reiner Bergluft in mittleren Höhen oder einer milden mit Blüthenduft geschwängerten Luft, wie in den Gegenden Neapels, auch ohne dafs es als Entfernung hindernder Ursachen oder als Befriedigung des durch das vorhergehende Gefühl erzeugten Triebes zu Athmen erscheint, ein angenehmes, wohlthuendes Gefühl.

§. 156.

Wie durch die kurz vorhergehenden unangenehmen Gefühle die freie Aeufserung der früher gehemmten Thätigkeit bewirkt und dadurch die Unlust entfernt wurde; so strebt auch der Schmerz sich zu äußern und erfährt dadurch unwillkührlich Linderung, ausserdem dafs er sympathetisch das Mitleid und die Hülfe der andern in Anspruch nimmt,

denn er hat das Eigenthümliche, daß er, um sich zu entäufsern, laut wird. Wie aber der Schmerz eine verstärkte Unlust ist (§. 142), so wird bei ihm auch das Athmen zur Stimmthätigkeit, obwohl nur zur dumpfen und unbestimmten. Das Wimmern nämlich ist ein schwacher, gebrochener und zitternder Klage-ton, den der Schmerz wiederholt auspreßt; das Heulen dagegen, das man selbst von leblosen Dingen, (als von Winden), aber nur analog braucht, ist ein starker, hohler Laut, den das Wort selbst, wie in der Deutschen, so in andern Sprachen durch Onomatopöie auszudrücken sucht. Beide sind mit eigenthümlichen Gefühlen verknüpft, und mit dem Weinen (§. 163.) verwandt, aber auch bei den Thieren anzutreffen.

§. 157.

Ein jederzeit unangenehmes, aber gleichfalls mit Emotionen, (nur aus dem Magen, statt aus der Brust), verbundenes Gefühl ist der Ekel, von dem als Trieb bereits oben (§. 76.) die Rede gewesen ist. Das Gefühl, als der Grund des Triebes, (dessen Befriedigung nicht einmal angenehm, sondern nur minder widrig zu seyn scheint, als das frühere Gefühl selbst), ist indessen eher vorhanden, und entsteht nicht allein durch Uebersättigung und den Widerspruch, in welchem etwas Genossenes, (z. B. Gift, Arznei) mit der gedeihlichen Ernährung steht, sondern vornämlich auch durch widrige Eindrücke auf die beiden subjektiven Sinne des Geschmacks und Geruchs: als welche über das Genießbare zu ent-

scheiden pflegen, und mittelbar auch durch Gesichtsvorstellungen und die Einbildungskraft, wenn durch sie das Gemeingefühl namentlich in den Theilen unangenehm afficirt wurde, welche zum Genusse bestimmt sind, als der Magen, Schlund oder Eingang des Rachens, woselbst eine eigenthümliche Reizbarkeit der Nerven, die dieses Gefühl zur Folge hat, statt finden muß. Daher kann der Ekel auch durch mechanische Reize dieser Theile (z. B. durch die Finger, eine Feder etc.) erregt werden. Er ist graduell verschieden mit den stufenweisen Aeußerungen desselben, dem Schlucken, Aufstoßen und Erbrechen.

§. 158.

Einen, mit dem Gefühle ebenfalls für gewöhnlich gleichbenannten, entgegengesetzten Trieb zur Aufnahme der Speisen in den Magen (vgl. §. 76) erzeugt der Hunger, der, als eine Modifikation des Gemeingefühles, wenn er anhaltend ist, das Gefühl der Mattigkeit zur Folge hat, aber als eigenthümliches Gefühl an gewisse Organe gebunden ist, nämlich an den Magen, und daselbst nicht sowohl durch die schmerzhaft empfundene beginnende Einwirkung des ätzenden und scharfen Magensaftes auf den Magen, (denn der Magensaft tritt erst nach dem Genusse der Speisen hinzu), noch weniger durch mechanische Reibung der Magenwände, als vielmehr durch vermehrte Resorption zu entstehen scheint. Haben nämlich die lymphatischen Gefäße Alles aus dem Magen aufgesogen; so sau-

gen sie nun den Magen selbst an, und daher rührt die peinliche Empfindung. Nur im erkünstelten Zustand, durch Verwöhnung, Naschhaftigkeit und Einbildung verlegt sich das Gefühl des Hungers, auch wenn kein Speisebedarf da ist, auf die Zunge und in den Gaumen, und erscheint dann als Grund des Appetits (oder der Eßlust), während der Hunger als Trieb eigentlich Eßmufs ist.

§. 159.

In nahem Zusammenhange damit steht das Gefühl des Durstes, gleichfalls eine örtliche Modifikation des Gemeingefühles, in welchem es als Erschlaffung und Erschöpfung fühlbar wird. Er entsteht zunächst aus Trockenheit im Gaumen, Schlund und Magen, diese aus einem, durch örtlich oder allgemein verstärkte Thätigkeit des Blutgefäßsystems erzeugten, entzündlichen Zustand dieser Theile, vornämlich des Rachens und der Mundhöhle; daher er nicht selten durch Ausspielen des Mundes mit einer kühlenden Flüssigkeit gelöscht werden kann. Das Gefühl, welches mit dem durch Vorstellungen erzeugten Verlangen nach Getränken verknüpft ist, wird, wie bei dem Hunger, ebenfalls Grund des Appetits, (d. h. hier der Trinklust), während der Durst als Trieb ein Bedürfnis zu trinken ist; hat aber selbst auch keinen besondern Namen. Das Gefühl des Durstes ist übrigens wegen der Mitleidenheit mehrerer Theile schmerzhafter, als das des Hungers, das beim Trinken zum Theil mit begnügt wird, und durch Reflexion auf die be-

vorstehende Befriedigung desselben, wenn er nicht zu stark ist, angenehm werden kann, ein Fall, der bei dem Durst gewiss weit seltener eintritt.

§. 160.

Zu den humanen eigenthümlichen körperlichen Gefühlen (§. 149.) gehört zuvörderst das mit dem Lachen verbundene, das auf dem thierischen Kitzel beruht (§. 152.), indem dieser Reiz, wenn er bis zu einem gewissen Grade steigt, eine wechselseitige Anspannung und Loslassung der elastischen Theile der Eingeweide bewirkt, die sich dem Zwerchfelle mittheilt, dessen Erschütterungen nun, indem sie die Luft in schnell aufeinander folgenden Absätzen ausstossen, das Lachen erregen und durch diese angenehme Empfindung die Gesichtsmuskeln durch den Antlitznerven auf eine eigene Art verziehen, die sich besonders im Breitziehen des Mundes und den Glänzen des Auges ausspricht. Doch kann das Lachen, wie der Kitzel, unangenehm werden, wenn es das Athemholen hemmt und seine Unterbrechung nicht in der Willkür steht, in welchem Falle dieses Gefühl oft Thränen erpreßt und Krämpfe erregt. Da es das Gemeingefühl außerdem in einem grossen Umfange wohlthätig erregt, auch das Lebensgefühl durch beförderte Ausdünstung und Verdauung erhöht; so ist es sehr angenehm und heilsam zugleich.

§. 161.

Schon dieses Lachen ist ein Vorzug des Menschen, der aus dem Baue seiner Brust hervorzugehen

scheint. Insbesondere kommt aber das Lachen hier insofern in Betracht, als es durch Vorstellungen erregt werden kann. Wie diese Vorstellungen beschaffen seyn müssen, wenn sie Lachen erregen sollen? ist eine Frage, welche die Kritik des Geschmacks zu beantworten hat. Hier kommt nur die Art, wie das Lachen durch solche innre Reize erregt werden kann, und der Gemüthszustand des Lachenden in Frage. Vor den lächerlichen Vorstellungen gehen noch die kitzelnden voran, die aber mit jenen oft eine gleiche Emotion und Physiognomie zur Folge haben, wenn auch nur ein gelindes und heimliches Lachen, das Lächeln. Es gehören dahin geschmeichelte Eigenliebe, Schadenfreude, befriedigte Rache etc., in welchen Vorstellungen etwas Analoges mit den absatzweis erfolgenden mechanischen Reizen liegt, indem sie, als unsern Begierden angemessen, die Nerven und das Gemeingefühl angenehm reizen, aber, durch andre Rücksichten in ihren Ausbrüchen gehemmt oder durch höhere Vorstellungen gemißbilligt, bald wieder in diesem Reize nachlassen und so, jenachdem die Neigung oder die letzte Rücksicht obwaltet, eine wechselnde Anspannung und Nachlassung der Organe, wie das Kitzeln, bewirken.

§. 162.

Dasselbe scheint auch bei der Wirkung der lächerlichen Vorstellungen der Fall zu seyn. Auch in der Seele findet eine Anspannung und Nachlassung der Thätigkeit statt, welche eine ihnen ent-

sprechende Bewegung in den Organen des Körpers bewirken, wofern sie nur lebhaft genug sind, um organische Gefühle zu erregen. Die Vorstellungen, die Lachen erregen sollen, müssen daher eine Anspannung bewirken und darauf eine plötzliche Abspannung erfolgen lassen. Hiermit ist also auch der Gemüthszustand des Lachenden im Allgemeinen am besten bezeichnet; nur muß noch bemerkt werden, daß der Gegenstand für ihn gleichgültig sey, also mehr in einer Beschäftigung des Vorstellungsspieles bestehe, als mit praktischem Interesse verknüpft sey, weil sonst die plötzliche Abspannung leicht das Gegentheil bewirkt. Daher wird in praktischer Hinsicht das Lachen nur Ausdruck der Freude, worauf sich auch das stolze, bittere und höhnische Lachen zurückführen läßt. Nur das erzwungene Lachen z. B. bei erfahrenen Kränkungen, ist, wie die sogenannten Crocodilsthänen, eine unnatürliche durch Zwang und Verstellung (der Muskeln) herbeigeführte Erscheinung. Dem Lächeln, Lachen, Belachen, Auslachen, Verlachen, Hohnlachen etc. liegen auch verschiedene Empfindungen und diesen verschiedenartige Vorstellungen zum Grunde.

§. 163.

Wie das Lachen, so kommt auch das Weinen dem Menschen ausschliesslich zu. Es ist gleichfalls ein mit unwillkührlichem wiederholten Ausstossen des Athems und einem sanften klagenden Laute verbundenenes Gefühl, aber ein unangenehmes. Auch erfolgt hier das Ausstossen des Athmens in noch kür-

zern Zwischenräumen, und das schnelle Ausathmen wechselt mit einem langsamen, tiefen Einathmen. Ferner erfolgt bei dem Weinen das Ausathmen mehr durch die Nase, bei dem Lachen mehr durch den Mund; doch ist dieser Unterschied nicht ganz fest, denn wenn das verbissene Lachen und das leichte Lächeln den Athem auch durch die Nase ausstößt; so erfolgt das Ausathmen bei heftigem Weinen ebenfalls durch den geöffneten Mund. Im letzteren Falle wird es zum Heulen, (vgl. §. 156.). Ein gelinderer Grad des mit dem Weinen verbundenen Gefühles drückt sich dagegen in der weinerlichen Miene aus, bei welcher die Nerven des fünften Paares die Muskeln nach dem Auge hin zusammendrücken.

§. 164.

Das Weinen ist in der Regel Ausdruck des Schmerzes, sey dieser nun körperlich oder geistig angeregt, und mit Thränenenerguss verbunden. Letzterer erfolgt durch den Druck der Muskeln nach den Thränendrüsen und lindert fürs Erste den örtlichen Schmerz, ist dann aber auch mit dem Weinen zugleich ein schmerzlinderndes Mittel überhaupt, weil derselbe sich dadurch zertheilt. Daher tröstet das Weinen oft besser, als aller Trost, den man Trauernden gibt, damit sie nicht weinen sollen. Als Ausdruck eines heftigern oder anhaltenden Schmerzes wird das mit Thränen verbundene Weinen zum Schluchzen, das von convulsivischen Zuckungen des Zwerchfelles, die sich bis in die Kehle fortpflanzen, herrührt. Ueberhaupt steht das

Weinen in naher Verwandtschaft mit dem Lachen, wie die Freude mit dem Schmerz. Nicht nur, daß sie auf gleichen körperlichen Bedingungen beruhen, bei manchen Personen einerlei Physiognomie haben, und beide durch Vorstellungen angeregt werden können; so giebt es auch Freudenthränen und unwillkührliches Lachen beim tiefen Schmerze, und häufig geht bei längerer Dauer eines in das andere über.

§. 165.

Daß das Gähnen auch mit einem unangenehmen humanen, durch Vorstellungen erzeugten, Gefühle begleitet seyn könne, ist bereits (§. 154.) angeführt worden. Ebenso kann die Beängstigung (vgl. §. 155.) durch innere Vorgänge in der Seele, (besonders durch traurige, oder durch gespannte Erwartungen), entstehen und doch mit dem körperlichen Gefühle der Beklemmung verbunden seyn. Es äußert sich am gewöhnlichsten durch Seufzen, das in einem langsamen, tiefen Einathmen durch die Nase mit Erweiterung der Brust und einen darauf erfolgenden heftigen Ausathmen besteht, und der natürliche Ausdruck eines geistigen Schmerzes, der sich dem Körper mitgetheilt hat, besonders des herzzernagenden Kummers, (selten ein bloß körperliches unwillkührliches Erleichterungsmittel der beklemmten Brust), ist. Ist das Gefühl dabei stark; so setzt es wohl auch die Stimmthätigkeit in Bewegung, (vgl. §. 156.), das Ausathmen ist mit einem schmerzlichen Laute, verbunden, und es entsteht

das Aechzen, das ebendarum nicht leicht, wie das Seufzen, bei bloßen Erinnerungen, sondern in der Regel nur bei einem gegenwärtigen und somit stärker ergreifenden Schmerze vorkommt.

§. 166.

Auch die Erregung und Erhöhung des Wohlustkitzels durch Vorstellungen, und seine Transplantation in andre, als die Geschlechtstheile (vgl. §. 153.), so wie die Verlegung des Gefühles von Hunger in den Gaumen und die Zunge, oder die als Bedürfnis gewisser Genüsse sich ankündigenden Idiosynkrasien bei verwöhnten, kranken und schwangern Personen (§. 153.), welche Fälle bei dem Durste (§. 159.) weit seltener eintreten, weil er der Natur treuer bleibt, kommen ausschließlich bei dem Menschen vor, sind mithin human. Insbesondere auffallend ist diese Erscheinung beim Ekel (§. 157.), indem das fade Geschwätz geistloser Personen, dem wir nicht entgehen können, ohne alle sinnlichen Vorstellungen vom Ekelhaften, ein dem Ekel sehr nahe verwandtes Gefühl erweckt, welches auch die meisten Sprachen mit demselben Namen bezeichnen. Offenbar theilt sich dabei die widrige mit Abscheu verbundene Empfindung auch dem Körper mit, indem sie selbst Uebelkeiten, wie beim Erbrechen, erzeugt. Doch muß dabei, wie bei allen humanen Empfindungen, nicht bloß das Lebens-, sondern auch das Selbstgefühl angeregt seyn, das z. B. im Lachen sich oft als ein angenehmes Ueberlegenheitsgefühl, beim Weinen als ein unangenehmes Ohnmachtsgefühl ankündigt.

Funfzehnter Abschnitt.

Von dem oberen Gefühlsvermögen.

§. 167.

Wenn schon bei den sogenannten körperlichen Gefühlen ein Unterschied zwischen den thierischen und humanen Empfindungen gemacht wurde, und letztere, das Selbstgefühl und die darauf gegründeten eigenthümlichen Gefühle, als dem Menschen ausschliessend zukommend, nur durch das Vorhandenseyn einer höheren geistigen Natur im Menschen erklärbar gemacht werden konnten; so kündigten sich dieselben doch nicht nur in dem Körper an — dieses haben auch die lebhaften und starkangeregten Gefühle mit ihnen gemein, daß sie in Empfindungen übergehen, — sondern sie gingen eigentlich auch von dem Körper aus, waren, was die eigenthümlichen Gefühle anlangt, an gewisse Organe gebunden und konnten zwar durch Vorstellungen modificirt und erregt werden, blieben aber doch immer körperlich. Das Erregtseyn eines Gefühles durch Vorstellungen ist daher bei weitem kein zureichendes, ja gar kein Merkmal der geistigen Gefühle. Die Vorstellungen, welche dabei concurrirten, — Sinnesanschauungen und Einbildungen — gehören doch nur dem unteren Vorstellungsvermögen an, sind mithin auf Receptivität gestützt, welches wir zum eigentlichen Merkmal der körperlichen Empfindungen machten (§. 134.)

§. 168.

Ebensowenig gehört es aber zum Charakter der einfachen geistigen Gefühle, daß sie durch das Denk- oder Selbstbestimmungsvermögen, durch Freiheit im Erkennen oder Handeln, angeregt sind; denn die damit zusammenhängenden Gefühle sollen als zusammengesetzte und nichtreiner Natur späterhin besonders betrachtet werden. Wie nun gleichwohl noch von geistigen, als auf Spontaneität sich gründenden Gefühlen die Rede seyn könne, da alle Gefühle in Erregungen bestehen, ganz subjektiv sind, und sich mithin auf die Receptivität stützen? das ist die Frage. — Wenn aber Receptivität und Spontaneität so wenig, als Körper und Geist, jemals ganz getrennt wurden, sondern die letzteren stets als Leib und Seele und die ersteren oft als Passivität und Aktivität erschienen, in welchen Fällen beide in ihrer ursprünglichen Einheit und Wechselwirkung als sich beschränkend und bedingend betrachtet werden; so verdient diese gegenseitige Durchdringung (§. 5.) in dem Gefühle am allermeisten Berücksichtigung, weil in ihm, als dem Mittelpunkte des ganzen Zeitlebens, die Einigung nothwendig am innigsten, mithin der Unterschied am unmerklichsten seyn muß.

§. 169.

Daher läßt sich von selbst denken, daß, wenn schon von dem Anschauungsvermögen zum Denkvermögen und von dem Begehrungsvermögen zum

Selbstbestimmungsvermögen, wenigstens unsrer Untersuchung zufolge, kein Sprung stattfand, hier der Uebergang von den körperlichen zu den geistigen Gefühlen noch unmerklicher seyn werde, wie sich alsbald bei den körperlich erregten sympathischen Gefühlen zeigen wird. Doch ist ein Unterschied allerdings vorhanden und zwar eben der bereits angegebene. Die geistigen Gefühle beruhen nämlich insofern auf Spontaneität oder der freien Subjektivität des Menschen, als diese dabei nothwendig vorausgesetzt wird, indem ohne diese innere Freiheit jene Gefühle — sie werden weiterhin einzeln aufgeführt werden, vrgl. einstweilen §. 135 — nicht nur nicht in höheren Modifikationen (Potenzirungen), wie die humanen körperlichen Empfindungen, sondern überhaupt gar nicht vorkommen könnten. Auch sind sie mehr noch, als jene, der Willkühr unterworfen, setzen zum Theil Bildung voraus und können vorhanden seyn, ohne sich im Körper anzukündigen, ausgenommen in höheren Graden, wo sie durch Selbstgefühl selbst das Lebensgefühl anregen können und sich mithin gleichfalls als leichtere (unmerkliche) oder stärkere (bemerkbare) Affektionen des Gemeingefühles nachweisen lassen.

§. 170.

Die einfachen geistigen Gefühle sind demnach solche, die ohne in nothwendiger Verbindung mit dem Körper, oder mit dem Erkenntnisvermögen und Willen zu stehen, dem Menschen

innerlich sich kund thun als Lust oder Unlust, die hier als allgemeine Merkmale geistiger Gefühle vorzugsweise Vergnügen und Mißvergnügen genannt zu werden verdienen. Da sie aber, wie alle Gefühle, in Erregungen bestehen, mithin passiv sind und sich nicht selbst erzeugen können, da sie ferner der Art nach nicht durch Gedanken und Entschliessungen erweckt seyn dürfen, weil sie sonst zu den theoretischen und praktischen Gefühlen (s. §. 136) gehören würden; so können sie nicht füglich anders entstehen, als durch Mittheilung. Da diese aber ein Objekt voraussetzt, von welchem sie auf uns übergehe, und dieses entweder selbst fühlende (lebende) Wesen oder andre, Gefühl voraussetzende oder doch als fühlend vorgestellte, Gegenstände sind; so theilen sich die geistigen Gefühle zuvörderst in sympathetische und idealische.

§. 171.

Die sympathetischen Gefühle sind solche, welche in uns entstehen, sobald wir inne werden, daß andre lebende, besonders sinnlich - vernünftige Wesen (Personen) im Zustande der Empfindung und des Gefühles begriffen sind, vorausgesetzt, daß entweder diese Objekte, oder die an ihnen wahrgenommenen Gefühle ein Interesse für uns haben, denn ein subjektives Verhältniß zu ihnen, oder eine besondere Empfänglichkeit für die letztere muß jedesmal zu ihrer Erregung vorhanden seyn. Woher sie, die nur mitgetheilt werden, zuerst entste-

hen? — Sie sind ihrem Entstehen nach nicht sympathetisch, sondern sie werden es eben nur durch Uebertragung von einem fühlenden Wesen auf das andere. Die Sympathie ist also ebenso eine bloße Form der Gefühle, wie der auf gleicher Stufe stehende Verstand eine bloße Form der Erkenntnisse, und die Willkühr eine bloße Form für die Willensäußerungen. Das freiere geistige Seyn im Menschen hebt in allen drei Vermögen bloß mit einer eigenthümlichen Gestaltung (Formation) an, das zu Formende aber kann körperlich oder geistig seyn.

§. 172.

So sind denn auch die sympathetischen Gefühle ursprünglich, (ihrem Entstehen nach), entweder sinnlich oder geistig und wir könnten daher die körperlich - geistigen ebenso von den rein geistigen sympathetischen Gefühlen unterscheiden, wie oben (§. 124) die sinnlich - intellektuelle Willkühr von der rein - intellektuellen. Da wir indes, weil es zur Mittheilung eines Mittels bedarf, in diesem ebenfalls einen formalen Unterschied antreffen; so wollen wir hier, bei einem formalen Vermögen, lieber diesen festhalten, ähnlich der Einteilung der Intellektualität (§. 58) in Verstand und Urtheilskraft, obwohl bei diesen der Unterschied material und formal zugleich ist, (vgl. §. 60). Es sind aber die Mittel, wodurch sich Gefühle mittheilen, entweder sinnliche oder geistige und so unterscheiden wir denn sinnlich und geistig erzeugte sympathetische Gefühle.

§. 175.

Die sympathetischen Gefühle werden zuvörderst sinnlich erzeugt, wenn wir die körperlichen und geistigen Gefühle, die sich an andern lebenden Wesen sichtbar, hörbar oder fühlbar ausdrücken, entweder durch das Auge, Ohr oder den Hautsinn, (der Hautsinn ist hier als unausgebildeter Tastsinn (§. 57) nicht als Hautreiz zu betrachten, denn letzterer, als Empfindung, wäre ein unmittelbar körperliches Gefühl), also durch Sinne wahrnehmen und, sobald wir Empfänglichkeit für diese Gefühle besitzen, auch in uns aufnehmen. Weil nun körperliche Gefühle sich besonders deutlich am Organismus äußern; so werden namentlich diese sich auf diese Weise fortpflanzen. Aber sie sind nichts desto weniger doch geistige, obwohl nur körperlich-geistige (vgl. (§. 172); denn sie theilen sich doch durch die Sinne zuvörderst der Seele mit und gehen von dieser erst mittelst der Nerven wieder in den Organismus, in das Gemeingefühl oder an dieselben Stellen über, wo der andre sie empfand, wofern es örtliche und eigenthümliche Gefühle waren.

§. 174.

Dazu kommt, dafs, weil geistige Gefühle, besonders als Affekten, den Organismus ebenfalls erschüttern und sich an ihm äußern, auch diese sinnlich auf einen andern Menschen übergeleitet werden können, und weil sie da oft denselben, obwohl nicht so starken Erfolg auf den Organismus

haben; so heißen namentlich sie mit Recht rührende Gefühle, mit welchem Namen man alle sympathetischen Gefühle hat bezeichnen wollen. Es sind also sinnlich erregte sympathetische Gefühle allerdings geistige; die an sich geistigen bleiben es auch bei der Mittheilung und die körperlichen werden es durch die Form, in welcher sie eintreten. Hierin liegt zugleich der Grund, warum man bei Thieren nicht von sympathetischen Gefühlen und Sympathie in diesem Sinne sprechen darf, wofern man es nicht der Analogie wegen überträgt. Hat man doch sonst die chemische Verwandtschaft der Stoffe, oder einen geheimen über allen Causalzusammenhang stehenden Nexus und neuerdings das Wechselverhältniß zwischen Leib und Seele und den galvanisch-magnetischen Einfluß also genannt.

§. 175.

Dafs der letztere und selbst die chemische Verwandtschaft auf Sympathie und sogar auf die Liebe mancher Personen, einen unbemerkten, oder selbst durch die Sinne, (z. B. den Geruch der Ausdünstung), wahrgenommenen Einfluß äußern, ist unbezweifelt, aber hier nicht weiter zu erörtern nöthig. — Wenn Thiere Mitgefühl (Sympathie) zu verrathen scheinen; so findet bei ihnen doch gewifs keine Theilnahme statt, — die mißt ihm auch niemand bei; es ist also blofs der vieldeutige Ausdruck, der zu jenem Irrthum Veranlassung gibt, oder es sind missverstandene Aeufserungen, welche für Symptome der innern Sympathie genommen

wurden, wobei ein Fehlschluss von dem Aeufsern auf das Innre gemacht wurde; denn die Thiere leiden blofs körperlich bei unsern Leiden, weil der Ausdruck des Schmerzes in den Geberden (Gesichtsmienen) oder in der Stimme (Weinen) ihnen unangenehm ist, aber sie leiden nicht mit uns; gleichzeitig vielleicht und durch uns veranlafst, aber sie empfinden nicht unsre Leiden, sie können sie offenbar nicht empfinden, wenn es geistige sind, und doch bleibt ihre Mitleidenheit auch dann dieselbe, immer eigenlüstig, während die menschliche Sympathie nicht egoistisch, sondern uneigennützig ist.

§. 176.

Dafs die sympathetischen Gefühle geistig sind, zeigt sich noch deutlicher an der zweiten Art derselben, den geistig erzeugten. Wir können nämlich auch ohne dafs wir die Gefühle andrer lebendiger Wesen — denn wir können nicht nur bei Personen, sondern auch bei Thieren Mitgefühl empfinden, obwohl wir uns sehr natürlich dort stärker afficirt fühlen — durch die Sinne als wirklich wahrnehmen, Sympathie zu ihnen tragen, sobald wir durch Vorstellungen in den Stand gesetzt werden, uns in ihre Lage oder Gefühl zu versetzen. Ja ist ebendarum schon bei dem sinnlich angeregten sympathetischen Gefühle nicht nöthig, dafs die Gefühle in den andern wirklich vorhanden sind, die wir ihnen zutrauen, (wir bemitleiden vielleicht einen Armen beim Anblicke seiner Dürftigkeit, der

sich ganz glücklich fühlt); so ist das hier noch weit mehr der Fall. Wir sympathisiren nicht bloß mit abwesenden, sondern auch mit bloß erdichteten Personen, wenn uns die Dichtung so lebhaft ergreift, daß sie Gefühl in uns anregt, ohne daß wir sie deshalb für wirklich zu halten brauchen — ein Grund, warum der vorgebliche Realismus des Gefühles nicht über unsern Organismus hinaus uns von der Realität der Dinge überzeugen kann; — ja wir sympathisiren selbst mit Wesen, die wir bloß für fühlend halten, z. B. mit Pflanzen, Gegenden, Statuen, Gemälden — ein Punkt, wo die ästhetischen Gefühle sich an die sympathetischen anknüpfen.

§. 177.

Zur Bezeichnung der sinnlich und geistig erregten sympathetischen Gefühle bietet uns die Sprache keine Unterschiede dar, weil beide geistiger Natur sind; ja überhaupt nur sehr wenige, weil sie bloß formell und durch die Theilnahme von allen übrigen verschieden sind. Man könnte also jedes andre Gefühl durch ein vorgesetztes Mit als sympathetisch bezeichnen, sobald sie in dieselben übergehen. So unterscheidet man aber das Mitgefühl, nach dem allgemeinen Merkmal jedes Gefühles, bloß als Mitfreude und Mitleid — Freude und Leid (nicht Leiden) sind aber beides nur humane Empfindungen — sowie die daraus hervorgehenden habituellen Gemüthsstimmungen als Gutherzigkeit und Barmherzigkeit. Der Ausdruck Sympathie (eigentlich Mitleid) für

Mitgefühl rührt daher, daß das Mitgefühl in der Regel bei fremden Leiden weit leichter und stärker angeregt wird, als bei Freuden, eine Einrichtung, die, wie überhaupt das sympathetische Gefühl, das gesellige Zusammenleben der Menschen ungemein begünstigt.

§. 178.

—Am wirksamsten zeigt sich das Mitgefühl daher auch in den aus dem Geselligkeitstriebe hervorgehenden Begierden (vgl. §. 111), namentlich in der allgemeinen Menschenliebe und der Freundschaft, welche grossentheils auf Sympathie beruhen, und von denen die letztere, als Gastfreundschaft, die erste als edle Freigebigkeit ihr beinahe ausschliesslich ihr Daseyn verdankt. Aber ihren schönsten Triumph feiert die Sympathie unstreitig in der aus dem Fortpflanzungstriebe entspringenden (§. 110) und durch den Schönheitstrieb so sehr vergeistigten (§. 128) Geschlechtsliebe, weil hier die innigste und gleichsam in eins verschmolzene Wechselerregung von Gefühlen und Gesinnungen statt findet, die noch durch den Reiz der Geschlechtsverschiedenheit und der daraus hervorgehenden männlichen und weiblichen Eigenthümlichkeiten, sowohl in Hinsicht auf den Körper, als den Geist, erhöht wird. Sie erscheint hier aber nicht als Trieb oder Begierde, sondern als reine Liebe des Wohlwollens und der Theilnahme. Daher kommt es auch, daß so viele Zustände des Mitgefühls mit dem Ausdruck der Liebe bezeich-

net werden; denn sie ist gewissermaßen die vollkommenste geistige Sympathie. Liebe erzeugt Gegenliebe, wie bei moralischem Einfluß der Sympathie (erwiesenes) Vertrauen (erwidertes) Vertrauen.

§. 179.

Man hat hieher auch die Antipathie gerechnet, und nicht ganz mit Unrecht; allein sie ist eigentlich eine Negation der allen sinnlich-vernünftigen Wesen eigenen Sympathie, die auf ihrer niedrigsten Stufe als Gefühllosigkeit erscheint, in der Antipathie schon einen positiven Charakter annimmt, in der Hartherzigkeit zur habituellen Gemüthsstimmung wird, und in der Grausamkeit, wo sie selbst Affekt wird und zur Leidenschaft führt, ihre höchste Stufe erreicht. Sie ist demnach, wie die Unempfindlichkeit überhaupt und die antipathischen Idiosynkrasien insbesondere im Grunde eine krankhafte Erscheinung im Menschenleben, und gehört in die hier nicht abzuhandelnde Pathologie der menschlichen Seele, wenn gleich auch bei ihr, wie bei den sympathetischen Gefühlen (§. 175), körperliche, oft durch alle Stärke der Vernunft und des Willens kaum zu beseitigende Ursachen ins Spiel kommen mögen, aus welchem Grunde sie in der Ethik eine besondere Berücksichtigung und Nachsicht bedarf, wie auf der andern Seite die sympathetischen Gefühle nicht zu hoch angeschlagen und den religiösen, oder auch nur den ästhetischen und moralischen, nicht gleichgesetzt

werden dürfen; denn das Mitleid z. B. wirkt oft nicht sowohl durch Pflichtvorstellung, sondern nur durch Grimmen, das es in den Eingeweiden erregt, so unwiderstehlich auf den Menschen. Auch das *Solamen miseris etc.* zeigt von der nicht völlig moralischen Reinheit der sympathetischen Gefühle.

§. 180.

Die geistigen Gefühle konnten aber nicht bloß durch direkte Mittheilung der Gefühle selbst in uns entstehen, wie die sympathetischen, sondern auch durch eine indirekte Mittheilung (§. 170), oder vielmehr dadurch, daß bei der Betrachtung gewisser Gegenstände (vgl. §. 176 am Ende), welche Gefühl voraussetzen, Gefühle in uns entstehen, ohne daß doch dabei jene Reflexion vorausgegangen wäre, also daß die erzeugten Gefühle unmittelbar in uns entstanden zu seyn scheinen. Wir nennen sie idealische, in Angemessenheit zu dem Begriff des Ideals (§. 29). Da aber jene Gegenstände, welche die idealischen Gefühle in uns erwecken, wiederum entweder sinnlich oder geistig seyn können, die idealischen Gefühle mithin auch eine doppelte Entstehungsart voraussetzen, eine äußere sinnliche (durch die Sinne erfolgende), oder eine innere, geistige, (durch Vorstellungen, die durch ihre Verbindung mit Willensbestimmungen lebhaft genug sind, Gefühle zu erregen): so unterscheiden wir dieselben mit Recht in solche, die aus sinnlichen Wahrnehmungen hervorgehen — ästhetische, und solche, die durch innere Vorstellungen

und Entschlüsse erzeugt werden und doch weder blofs theoretische, noch blofs praktische Gefühle sind, — religiöse.

§. 181.

Beide kommen darin überein, dafs sie durch Vorstellung einer Vollkommenheit entstehen; die Vorstellung selbst aber kann eine Anschauung, oder ein Gedanke seyn, darin unterscheiden sie sich. Beide beziehen sich nämlich auf den Schönheitstrieb, ohne aus ihm hervorgegangen zu seyn (§. 101); aber die Schönheit, welche als eine von Begriffen unabhängige Vollkommenheit, als innere, formale Zweckmäfsigkeit, ihr Gegenstand ist, ist doppelter Art, sinnlich oder geistig wahrnehmbar, und somit auch die aus ihr entspringende Seeligkeit (geistige oder Seelenlust), welche als ein freies, uninteressirtes mithin von allen Begriffen ebenfalls unabhängiges Wohlgefallen, ihren Inhalt ausmacht, mithin auch die idealischen Gefühle selbst. Erscheint die formale Zweckmäfsigkeit sinnlich, wie in Kunstprodukten, so kann sie auch nur sinnlich wahrgenommen werden; das damit verknüpfte uninteressirte Wohlgefallen kann somit auch nur mittelst der Sinne empfunden werden, ist ästhetisch. Wird aber die innre Zweckmäfsigkeit geistig, wie in der moralischen Weltordnung, Vorsehung, Gottheit, gedacht, so kann sie auch nur geistig vorgestellt werden; dafs damit verknüpfte uninteressirte Wohlgefallen kann demnach auch nur innerlich gefühlt werden, ist religiös.

§. 182.

Aber das Idealische haben beide Arten von Gefühlen gemeinschaftlich und zwar, da das Ideal ein doppeltes seyn kann: entweder ein vergeistigtes, als vollkommen erfasstes Sinnliches, oder ein versinnlichtes, als irdisch gedachtes Geistiges, auch beide Seiten des Idealischen. Das Idealische der ersten Art erscheint in der Aesthetik als Naturschönheit (die lebenden Menschen mit eingeschlossen) und technische Copie von derselben und Kunstwerken, und gibt nur Afterkunst; in der Religion kündigt es sich an im Naturdienst (die Menschen mit eingerechnet) und Mythenreligion, (enthaltend veredelte Copien von wirklichen Helden etc.), und gibt nur Aberglaube. Das Idealische der zweiten Art erscheint dagegen in der Aesthetik als Urschönheit und vom Genie empfangen, als Kunstideal, und gibt wahre Kunst; in der Religion kündigt es sich an im Gottesdienst und Offenbarungsglauben, und gibt wahre Religion. Wie dort die Idee der sinnlich erscheinenden Vollkommenheit oder der vorzugsweise sogenannten Schönheit im Künstlergenie individualisirt wird zum Kunstideal, um sinnlich darstellbar zu werden; so wird hier die Idee der geistig gedachten Vollkommenheit, der Gottheit, im religiösen Gemüthe individualisirt, um sie ebenfalls in der Wirklichkeit, aber mehr geistig (moralisch), als sichtbar darzustellen.

§. 183.

Was die ästhetischen Gefühle insbesondere anlangt, so gehört die weitere Auseinandersetzung ihrer objektiven Causalmomente in die Philosophie des Schönen, wo von den ästhetischen Eigenschaften der schönen Kunstwerke ausführlich gehandelt wird, sowie die Untersuchung von der Art, wie dieselbe in Kunstprodukten sich an den Tag legen müssen, in die Philosophie der Kunst, welche mit jener zugleich das Gebiet der Aesthetik ausmacht. Hier kommt bloß das subjektive Vermögen, ästhetische Gefühle zu haben, oder der Geschmack, der in objektiver Hinsicht Kunstsinne heisst, in Betracht; doch kann, weil in der Kritik des Geschmackes, (welche der Aesthetik, als tiefste Ergründung in der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes, ebenso vorangeht, wie die Kritik der einzelnen Kunstprodukte, gleichsam als Beispielsammlung und Beweisführung, ihr nachfolgt), sich bereits eine eigene philosophische Wissenschaft zu ihrer Untersuchung gebildet hat, und die Psychologie bloß eine Propädeutik zur Philosophie seyn soll, auch von dem Geschmacke hier weiter nicht ausführlich gehandelt werden.

§. 184.

Nur das soll hier noch angedeutet werden, dafs, weil das ästhetische Gefühl jederzeit, (auch bei der Poesie durch den Mit Ausdruck der Stimme),

durch den Sinn und die Einbildungskraft angeregt wird, weder das dem Sinn, (als Vorstellungsvermögen), Wohlthuende — die Regelmäßigkeit, noch das, was die Phantasie dabei leistet, das Bildliche, mit der im Gefühl zu erfassenden Schönheit verwechselt werden darf; dafs ferner weder das dem sinnlichen Gefühl Wohlthuende, das Angenehme, das in ästhetischer Hinsicht reizend heifst, noch das dem sympathetischen Gefühle zusagende, des Sentimentale, das eigentlich Schöne sey, obwohl das letztere, wie leicht zu erachten, dem Schönen schon weit näher steht; dafs endlich weder das dem dabei concurrirenden speculativen Gefühle und Verstande Angemessene — die Richtigkeit, noch das dem verwandten moralischen Gefühle und Willen Entsprechende — das Erhabene das eigentlich Schöne ausmache. Die Richtigkeit ist blofs Bedingung, die verlangt wird, (*sine qua non*); die moralische Würde blofs Bedingung, gegen die nicht verstossen werden darf, (negative). Die Correkttheit (Richtigkeit) steht also unter dem Schönen, das Erhabene gewissermaßen über demselben, indem es das eigentliche Gebiet des Schönen, dessen Mitte die Anmuth und Grazie einnehmen, bereits überschreitet. Nur das Religiöse, als eine gleiche Sphäre angrenzender reiner und uninteressirter Gefühle, ist dem Schönen am nächsten verwandt und der würdigste Inhalt seiner Darstellungen; mit ihm erreicht die Kunst, in jedem ihrer Zweige, ihre Vollendung. — Hiermit sind zugleich die Gesichtspunkte angegeben,

wornach die sogenannten ästhetischen Eigenschaften, nach welchen die Kunstwerke beurtheilt werden, anzuordnen und zu classificiren sind.

§. 185.

Die religiösen Gefühle, als diejenigen, welche nicht sinnlich vermittelt werden, also innerlich angeregt seyn müssen, werden, da sie sich nicht selbst erregen können, und wir auch keinen unmittelbaren Einfluß der Gottheit statuiren können, weil diese Annahme den Knoten zerhauen würde, statt ihn zu lösen, nothwendig durch Gedanken oder Entschliessungen erweckt, denn auf diese beide Arten allein zeigt sich die ursprüngliche Spontanität im Menschen thätig. Sie beziehen sich aber auf eine absolute geistige Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit oder Schönheit, die Gottheit selbst, (vgl. §. 182), die jedoch als bloße Idee, (moralische Weltordnung — Fatum) uns ohne alles Gefühl lassen kann, und daher in einem idealischen Gewande, d. h. hier anthropomorphisirt, für den menschlichen Geist anschaulich, für das Gemüth fühlbar und für den Willen bestimmend, (also z. B. personificirt, gefühlvoll und wirksam), gedacht werden muß, wenn sie Gefühle erregen soll. Das Vollkommene (Absolute) wird demnach hier versinnlicht, d. h. ohne als Sinnenwesen, auch nur in der Vorstellung, zu erscheinen, doch der menschlichen Fassungskraft angemessen vorgestellt, und die Religionsform wird daher die vollkommenste seyn, die Gott, (wie die Christliche), in dem edelsten und

verständlichsten Bilde — dem des Vaters, als welches Ehrfurcht gebietet, und die Idee von Weisheit und Würde enthält — darstellt, und wie sich bei dem Schönen das Gefühl seines Urhebers, (beim Naturschönen des Schöpfers, beim Kunstschönen des Künstlers Gefühl), das wir unwillkürlich dabei voraussetzen, uns mittheilt, so erweckt auch die Vorstellung des lieben (liebenden) Gottes am meisten unsre Gottesliebe, unser religiöses Gefühl.

§. 186.

Doch ist hierbei schon der Einfluss des Denk- und Selbstbestimmungsvermögens vorausgesetzt, die als Vernunft und Freiheit durch das rationale und sittliche Gefühl sich genau an das religiöse Gefühl anschließen, ja in ihrer Thätigkeit auf dieser Stufe der Vollendung des geistigen Menschen schon so zusammenwirken, (vgl. §. 63 u. 150), daß ihr Ergebnis sich nicht auf dieses oder jenes Vermögen allein bestimmt zurückführen läßt. Nur die Theorie und Critik vermag hier noch Unterschiede zu finden. Die Vernunft führt durch die Idee des Ewigen, Unendlichen und Einen, und die Freiheit durch die von ihm geforderte Idee der Heiligkeit, Vergeltung und Unsterblichkeit, wo eine die andre nothwendig macht, zur Annahme Gottes, und das Gefühl, das Seeligkeit, (ungestörtes und ewiges geistiges Wohlseyn) heischt, erfafst das geistig Vollkommene und wird somit zum religiösen Gefühl, an welches sich moralischer Seits das Gefühl des Heiligen (das Gewissen) und von Seiten der Ver-

nunft das Gefühl der Gewissheit (Apodixis) anschließt. Die religiöse Ueberzeugung ist das Gesamtergebn dieser Bedingungen, und daher der Glaube an Gott, der in seiner lebhaften Aeußerung als Andacht erscheint, der höchste Gewinn aus dem Zeitleben des Menschen; denn zum Gefühl der Seeligkeit oder Gottseeligkeit (Gottähnlichkeit), (§. 101.) gelangt der Mensch auf Erden nicht.

Sechzehnter Abschnitt.

Von den zusammengesetzten Gefühlen überhaupt und den theoretischen insbesondere.

§. 187.

Von den bisher (Abschn. 13 — 15.) abgehandelten einfachen (reinen) Gefühlen, muß man noch die zusammengesetzten (gemischten §. 133) unterscheiden, worunter diejenigen verstanden werden, welche nicht anders, als in Verbindung mit Vorstellungen oder Bestrebungen vorkommen können. Zwar ist bereits bei Gelegenheit der Sinnlichkeit (Abschn. 4.) von Empfindungen, welche mit Sinnesanschauungen verknüpft sind, und bei dem Begehrungsvermögen (Abschn. 7.), namentlich bei den Trieben (Abschn. 8. u. 9.) von Gefühlen, die mit Bestrebungen verbunden waren, und auch bei den einfachen Gefühlen zum öftern von solchen, die entweder selbst Triebe erweckten, oder durch Vor-

stellungen bewirkt wurden, die Rede gewesen; allein die meisten gingen als Grund den Vorstellungen und Bestrebungen voran, und nur die letzteren erschienen in Folge von Vorstellungen, aber doch nicht sowohl als durch dieselben bewirkt und erzeugt, sondern nur als durch dieselben erregt, oder gar nur modificirt, wie bei den humanen Trieben und humanen körperlichen eigenthümlichen Gefühlen, also dem Wesen nach gleichwohl einfach und von den zusammengesetzten Gefühlen merklich unterschieden.

§. 188.

Wie für das Gefühl und seine allgemeinen Merkmale der Lust und Unlust überhaupt es als Regel gilt, daß Alles, was die freie Thätigkeit eines physischen oder psychischen Vermögens befördert, es angenehm erregt, mithin Lust oder Freude erzeugt, und im Gegentheil Alles, was dieselbe hemmt, das Gefühl unangenehm afficirt, mithin Unlust oder Schmerz gebiert (§. 159.), und nur die Thätigkeit oder Aeufserung eines Vermögens, die ohne besondere Leichtigkeit und besondere Hinderniß erfolgt, das Gefühl so gering erregt, daß es gleichgültig bleibt (§. 153.); so gilt dieß ganz besonders auch in Bezug auf die zusammengesetzten Gefühle als Gesetz. Jede Thätigkeit des Vorstellungsvermögens und jede Aeufserung des Bestrebungsvermögens muß daher mit einem, bald unmerklicheren, bald fühlbareren, körperlichen oder geistigen Gefühle begleitet seyn, jenachdem bei dem jedesmaligen Akt es bloß auf die Thätigkeit des Geistes,

oder auf die grössere oder kleinere Mitwirksamkeit körperlicher Organe ankommt. Hiernach lassen sich denn also auch die zusammengesetzten Gefühle auf körperliche und geistige zurückführen. Nach ihrer Verbindung mit Verrichtungen des Vorstellungsvermögens oder Bestrebungsvermögens theilen sie sich aber zunächst in theoretische und praktische, wie wir sie, angemessen dem Gegensatze von Theorie und Praxis, benennen wollen (§. 136.)— Aus dem aufgestellten Gesetze erklären sich auch die anscheinend sich widersprechenden Erscheinungen von bitterer Freude und süßem Schmerz, weil dasselbe objektive Causalmoment das eine Vermögen angenehm, das andre unangenehm affiziren kann.

§. 189.

Theoretische Gefühle sind also solche, welche die einzelnen Akte des Vorstellens begleiten. Sie zerfallen, gemäß der Eintheilung der einzelnen Vorstellkräfte, an deren Aeufserungen sie sich anschließen, zunächst in contemplative, mit Anschauungen verbundene, und speculative, mit Denkakten vorgesellschaftete. Die contemplativen sind wiederum sinnliche oder unzweideutiger sensuelle, mit den Operationen der Sinne, entweder der äußern oder des innern, verknüpfte; oder imaginative, die Thätigkeit der Einbildungskraft begleitende, und zwar entweder memorative oder phantastische, je nachdem sie sich auf die reproduktive oder productive Einbildungskraft,

Gedächtnifs oder Phantasie, beziehen. Die speculativen dagegen zerfallen in intellektuelle, wohin die logischen und judiciösen, die mit den Verstandesoperationen oder dem Geschäfte der Urtheilskraft verknüpft sind, gehören, und in rationale, welche die Thätigkeit der theoretischen und praktischen Vernunft begleiten. Manche dieser Gefühle sind beinahe ganz unmerklich und daher auch von der Sprache nicht besonders bezeichnet; doch verdienen einige noch unsre Beachtung.

§. 190.

Was zuvörderst die sensuellen Gefühle, welche sich den eigenthümlichen körperlichen nähern, anlangt; so muß die der Anschauung zum Grunde liegende objektive Empfindung wohl von der subjektiven, dem Gefühle, unterschieden werden. Jene führt zu Wahrnehmungen, diese bleibt eigentlich bloß lokale Modifikation des Gemeingefühles und ist es, welche hier gemeint ist. Nun versteht sich aber von selbst, daß in den mehr objektiven Sinnen — Getast und Gesicht (§. 42.), die subjektive Empfindung beinahe ganz verschwinden wird, während sie in den subjektiven Sinnen (Geruch und Geschmack) die vorherrschende ist, und im Gehör, als dem mitten inne liegenden, mit der Anschauung so ziemlich zusammenfällt; denn Anschauung und Empfindung thun einander Abbruch. — Auch ist das Getast beinahe ganz unempfänglich für eigenthümliche Gefühle, die nicht bloß in Gefühlen überhaupt, wie sie bei allen Nerven und folglich an al-

len Theilen des Körpers stattfinden, bestünden, und daher an sich mit keiner besondern Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit verbunden, (Weich und Hart, Rauh und Glatt etwa ausgenommen). Beinahe dasselbe gilt vom Gesichte; doch wird der Licht- und Farbenreiz in ihm ausschliesslich empfunden. Der erstere erregt nach seinen verschiedenen Graden Lust oder Schmerz; der letztere begründet die Unterschiede von lieblichen, sanften, zarten und brennenden, schreienden, stechenden Farben, (bei deren Benennung sich die Armuth der Sprache geholfen hat, so gut sie konnte, durch Borg von andern Sinnen), und in Hinsicht auf das Nebeneinanderseyn der Farben den Unterschied von verträglichen und unverträglichen. Auch gehört das stärkende Gefühl bei einem sanften Grün und das wohlthuende Gefühl bei einem (nicht zu rasch) wechselnden Farbenspiele hieher.

§. 191.

Die eigentlichen Lustsinne, Geruch und Geschmack, gewähren weit mehr Gefühle, als Anschauung; aber indem sie dasselbe unterscheiden lassen, erheben sie sich auch zu Sinnen, als Vorstellkräften, denn sie geben eine Erkenntniss von Objecten. Aber mit jeder Wahrnehmung derselben ist die subjektive Empfindung noch innig verbunden; das Erkennen regt zugleich das Gemein- und namentlich das Lebensgefühl an, mit dem sie auch in genauem Verbande zur Erhaltung des Lebens (s. §. 40. f.) stehen, und so gewähren sie denn eben-

so viele specifische Gefühle, als Anschauungen von Objekten; der Geruch also z. B. das zusammenziehende Gefühl des Sauern, Scharfen, das wohlthuende des Süßes, das reizende des Gewürzhaften, das widrige des Faulen und Mülstrigen; und der Geschmack aufser den bereits genannten, von ihm auf den Geruch bloß übergetragenen, das Gefühl des Salzigen, Bittern, Herben, Laugenhaften etc. Die Unmöglichkeit der genauen Unterscheidung und die Armuth der Sprache räth indeß, zur Benennung der dabei vorkommenden Gefühle, wie bei den durch sie vermittelten Anschauungen sich der Namen von den Objekten zu bedienen, z. B. Rosenduft, Weingeschmack und bietet nur Worte zur allgemeinen Unterscheidung der damit verknüpften Lust oder Unlust in Wohlgeruch und Gestank, Wohlgeschmack und Uebelgeschmack (Abgeschmack, Ekel).

§. 192.

Bei dem Gehör scheint die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit des wahrgenommenen Schalles mehr in einer dadurch bewirkten Erregung des Lebensgefühles selbst seinen Grund zu haben; doch ist diese wenigstens an die Organe gebunden, und auch örtlich kündigt sich der Schallreiz als angenehm oder unangenehm im Gefühle an; sowohl durch Stärke und Schwäche, als besonders durch Höhe und Tiefe der Töne, und wohl unterscheidet man Mifstöne von den reinen, kreischen-

de und schmetternde von den schmelzenden und weichen; ja selbst die Melodie und Harmonie bewirken schon im Ohre eigenthümliche Empfindungen. — Bei dem innern Sinne (§. 44.) fällt die Wahrnehmung, die nur die äußere Subjektivität des Menschen, seinen Organismus, und zwar innerlich zum Objekt hat, noch mehr mit dem Gefühl zusammen, und zwar mit allen örtlichen Modifikationen des Gemeingefühles (vgl. §. 151.), denn nur dadurch, daß er durch das Nervensystem der animalischen Sensibilität dieselben zum Bewußtseyn bringt, erhebt er sich zum Sinn.

§. 193.

Bei den imaginativen Gefühlen gewährt besonders die leichte Beschäftigung der Einbildungskraft, sowohl der reproducirenden, als produktiven, ein Vergnügen, das, weil die Einbildungskraft noch an die Sinnlichkeit gränzt, ziemlich fühlbar wird. Daher stammt zuvörderst bei den memorativen Gefühlen des Wohlgefallen an Aehnlichkeit, passender Bezeichnung, Ordnung, Symmetrie, Metrum, Reim etc. weil diese Dinge das Behalten und die Erinnerung erleichtern; und das Mißvergnügen bei der Unmöglichkeit, sich zu besinnen, die oft schon bei der Comprehension durch die Gröfse und Verwirrung der Dinge bedingt war, und auch dort Mißfallen erregte, oft aber auch nur bei der Reproduktion eintritt. Daher kann ein früher angenehmes Gefühl in der Reproduktion unangenehm werden. Was nämlich den Inhalt re-

producirter Gefühle anlangt; so bleibt zwar die Erinnerung an angenehme Gefühle in der Regel angenehm, und ebenso die Erinnerung an unangenehme Gefühle unangenehm, weil die Gefühle nicht, wie Vorstellungen, bildlich reproducirt werden, sondern allemal gegenwärtig, also aufs neue erzeugt seyn müssen. Allein es gehen doch dabei auch Veränderungen vor, die durch die Reproduktion bedingt sind; und wie ein früher angenehmes Gefühl durch die Schwierigkeit, sich die dasselbe begleitenden objektiven Causalmomente zu erneuern, dadurch ein unangenehmes Gefühl anregen kann, besonders weil das reproducirte Gefühl leicht an seiner Stärke verliert; so kann in der Erinnerung auch Manches angenehm seyn, als früher in der Empfindung, weil das Gedächtniß manches Unangenehme auslöst, (z. B. Reiseerinnerungen).

§. 194.

Die phantastischen Gefühle, d. h. die mit der Thätigkeit der Phantasie verknüpften, sind noch wesentlich von den ästhetischen verschieden (§. 185.), obgleich die Phantasie bei jenen mit ins Spiel kommt, aber angeregt durch sinnliche Wahrnehmung und Gefühl, also nicht als Grund derselben. Auch die Phantasie gewährt durch ein leichtes, freies Spiel das meiste Vergnügen; darauf gründet sich vornämlich das Wohlgefallen am Witz und der Unterschied zwischen dem Geistreichen und Trocknen, denn geistreich nennt man Alles, was die Thätigkeit der produktiven Einbildungs-

kraft fördert, und trocken, was dieselbe nicht in den Stand setzt, eine Menge von Nebenvorstellungen zu erzeugen. Daher kann selbst eine den Anforderungen des Verstandes und der Vernunft durch Deutlichkeit und Gründlichkeit gnügende Darstellung, das unangenehme Gefühl der langen Weile erzeugen, das besonders bei Nichtbeschäftigung der Phantasie entsteht, weil sie, als ungebundenstes Vorstellungsvermögen, den Menschen am leichtesten und ohne alle Anstrengung zu unterhalten vermag. Sie kann endlich auch in Verbindung mit dem Gedächtniß eine Quelle von sowohl angenehmen, als unangenehmen Gefühlen werden, (z. B. *Cartes* Wohlgefallen an schielenden Personen etc.).

§. 195.

Die speculativen Gefühle sind, weil die Operationen des Denkvermögens fast gar nicht an körperliche Bedingungen geknüpft sind (§. 12), die reinsten und geistigsten, aber ebendarum auch die feinsten und unmerklichsten. Indefs knüpfen sich doch auch nicht nur Gefühle an die Thätigkeiten der Intellektualität und Rationalität, sondern dieselben werden oft auch sehr stark, wofern durch die Thätigkeit zugleich dem Bedürfnisse des geistigen Wissens, und dem Nachforschungstriebe (§. 99) abgeholfen wird. Man kann sie insgesamt Wahrheitsgefühle nennen, weil alles Erkennen und Denken auf Wahrheit gerichtet ist. Allein eben darum ist der Ausdruck Wahrheitsgefühl ziemlich unbestimmt und es ist nöthig, noch seine Un-

terarten kenntlich und, so gut die Sprache es zuläßt, namhaft zu machen. Das intellektuelle Wahrheitsgefühl zuvörderst gründet sich auf das Verständniß, das rationale auf Einsicht, (Erkenntniß aus Gründen), jenes ist bloß formal, dieses real.

§. 196.

Zu den intellektuellen Wahrheitsgefühlen gehört demnach das Wohlgefallen an Klarheit und Deutlichkeit und das Mißfallen an Dunkelheit und Verworrenheit der Vorstellungen und Begriffe; darum auch das Wohlgefallen an Ordnung und Systematik, weil beide die Leichtigkeit der Uebersicht und des Verständnisses erhöhen, und das doppelte Mißfallen an Skrupeln, d. h. dunkeln, nicht recht verstandenen Zweifeln. Dagegen ist die Bestimmung des Verstandes zur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit mit einem angenehmen Gefühle der Beruhigung, Zufriedenstellung (*acquiescentia*) verknüpft. Doch sind dies nur logische Gefühle, wofern sich die Klarheit und Deutlichkeit, sowie die Dunkelheit und Verworrenheit nicht auf ganze Sätze und Urtheile bezieht. Im letzteren Falle aber sind sie judiciös, wie ferner das Mißfallen bei der Bedenklichkeit, welche die Urtheilskraft angeht, wie der Skrupel den Verstand und der Zweifel die Vernunft, und sodann noch in ihrer Verbindung mit Vernunftideen das Wohlgefallen an der durch Begriffe erkannten realen Zweckmäßigkeit, sey diese

nun eine äußere (Brauchbarkeit), oder eine innere (Vollkommenheit), und das Mißfallen an der Zwecklosigkeit und Zweckwidrigkeit, denn werden gleich die Zwecke von der Vernunft gesetzt; so urtheilt doch nur die Urtheilskraft und beurtheilt mithin auch die Angemessenheit oder Nichtangemessenheit der Dinge, Begebenheiten und Thaten zu den Zwecken, (vgl. §. 60).

§. 197.

Zu dem (realen) rationalen Wahrheitsgefühl gehört dagegen das Wohlgefallen an Gründlichkeit und Gewissheit, und das Mißfallen an Seichtigkeit und Unbegreiflichkeit, (vorausgesetzt besonders, daß sie nicht absolut, sondern bloß relativ ist, wie z. B. bei Taschenspielerkünsten, an denen ebendarum der denkende Kopf wenig Vergnügen findet); sodann auch das mit der Zustimmung der Vernunft zur erkannten Wirklichkeit und Nothwendigkeit verbundene Gefühl der Ueberzeugung, und dagegen das Mißfallen an dem Zustande des Zweifels, während nichts soviel theoretisches Vergnügen gewährt, als die Mathematik, welche durch vollständige und gründliche Einsicht die Anforderungen des Verstandes und der Vernunft zugleich befriedigt und durchaus keinen Zweifel übrig läßt, sondern die größte Evidenz mit sich führt. Das Gefühl der Ueberzeugung kann man auch ein Gefühl der Apodixis, ein apodiktisches oder Gewissheitsgefühl nennen. Was hier die theoretische und was die prak-

tische Vernunft angeht, läßt sich leicht unterscheiden, obwohl nicht füglich besonders benennen. Der erstern gehört ausschliesslich das Wohlgefallen an Produktion der Ideen und an diesen selbst an, der letztern das Wohlgefallen an ihrer Realisirung. Doch fällt hier das theoretische Gefühl überhaupt, wie an der Spitze der Vermögen natürlich ist, (vgl. §. 63. 150. 187), mit dem praktischen zusammen, wenn gleich z. B. das Wohlgefallen an Wahrhaftigkeit und das Mißfallen an Falschheit und Lügenhaftigkeit noch mit einem theoretischen Gefühle verknüpft ist.

Siebzehnter Abschnitt.

Von den praktischen Gefühlen.

§. 198.

Praktische Gefühle (§. 189) sind solche, welche die einzelnen Akte des Bestrebungsvermögens begleiten. Sie zerfallen in Angemessenheit zur Eintheilung der Bestrebungen, in Folge welcher sie erscheinen, für's Erste in pathologische, mit Begehrungen verknüpfte, und moralische, welche mit dem Willen oder Selbstbestimmungsvermögen verbunden sind. Die pathologischen sind wiederum entweder instinktartig, d. h. mit Trieben, körperlichen oder geistigen, vergesellschaftet, oder begierlich, d. h. sie stehen mit Begierden, Leidenschaften und Suchten, in Verbindung; die moralischen hingegen sind entweder arbiträr

(willkürlich), d. h. in Folge der Willkühr erscheinend, oder moralisch im engeren Sinne, (ethisch wollen wir der Kürze wegen sagen, weil man einmal angefangen hat, diesem ursprünglich gleichbedeutenden Worte eine höhere Bedeutung einzuräumen), d. h. mit vernünftigem Willen und Freiheit verbunden. Alle sind in der Regel stärker, als die theoretischen, auch zahlreicher, obwohl ebenfalls nicht alle von der Sprache besonders bezeichnet.

§. 190.

Zu den instinktartigen, nothwendig mit den Trieben verknüpften, Gefühlen gehören zuvörderst alle angenehmen Empfindungen, die aus der Befriedigung des Triebes entspringen, und alle unangenehmen, die durch seine Hemmung und Verhinderung herbeigeführt werden; auf beiden Seiten ein zahlloses Heer, zu deren specieller Benennung unsre an Nüancen für das innere Leben reiche Sprache doch immer noch viel zu arm ist. Viele haben gleiche Namen, wie der Trieb, mit dessen Befriedigung sie verbunden sind, wie die Kinderliebe, die Selbstliebe, die (wegen Befriedigung dieses starken Triebes süsse) Rache; andre werden nur mit dem Worte Gefühl zusammengesetzt, als Sicherheits-, Freiheits-, Ehr-, Tugend- und Schönheitsgefühl; andre mit einem gleichbedeutenden Ausdrucke, als Geschlechtslust, Herrscherlust; andre haben eigenthümliche Namen, wie die Stillung des Hungers das angenehme Gefühl der Sättigung, oder das unangenehme der

Uebersättigung und Verdauung (die *horreurs de digestion*) die Durstlöschung das angenehme Gefühl der Erquickung nach sich zieht, und die angenehme Beschäftigung des Geselligkeitstriebes vorzugsweise Vergnügen genannt wird. Noch andre endlich werden nach der Aeufserung des Triebes genannt, z. B. Gefühl der Thätigkeit und Anstrengung, der Ruhe und Trägheit. Sie ergeben sich leicht von selbst, und es muß hier nur noch bemerkt werden, daß sie, insofern sie als blofse Befriedigung des Triebes erscheinen, füglich alle zum untern Gefühlsvermögen gerechnet werden, obwohl sie nicht alle körperlich sind, als die mit den geistigen Trieben verbundenen.

§. 200.

Wie die Triebe durch Hinzutritt der Einbildungskraft und des Verstandes in den Begierden sich gleichsam in eine Menge Strahlen, die auf einzelne Objekte gerichtet sind, theilen; so sind auch die begierlichen Gefühle noch weit zahlreicher, als die instinktartigen, indem auch bei den Begierden, Leidenschaften und Suchten, jede Befriedigung Lust und jede Unterdrückung Unlust erzeugt. Es ist nicht nöthig, sie alle einzeln aufzuführen, nachdem die Begierden ziemlich ausführlich genannt worden sind, mit denen sie überdies oft gleiche Namen haben, als Eitelkeit, Neid, Schadenfreude, Liebe etc. Man sieht leicht, auf welche Begierden sie sich beziehen. Nur von einigen stehe hier noch die Nachweisung. Die Furcht,

als das unangenehme Gefühl bei Erwartung eines bevorstehenden Uebels, gründet sich auf die Lebensliebe und den Trieb nach Wohlseyn (Glückseligkeit), diese beiden aber auf den Grundtrieb der Selbsterhaltung; daher kömmt es, daß die Furcht, von der natürlichen Todesfurcht an bis hinauf zur Furcht vor einem künftigen Gericht, sich durch alle Begierden hindurchziehet. Von der auf die Zukunft gerichteten Besorgnis und der ihr gegenüberstehenden Hoffnung gilt dasselbe.

§. 201.

Andre dagegen stehen mehr mit besonderen Begierden in Verbindung, wie der Zorn und Groll mit der Rachbegierde, die Kränkung und Schaam mit der Ehrliche. Doch hat die Sprache mehr Arten von Gefühlen, als ganz bestimmte einzelne Gefühle damit bezeichnen wollen; daher ist ihre Uebersetzung auf andre Zustände natürlich. So kann die Schaam auch aus der vergleichenden Selbstliebe entstehen, wenn wir uns selbst gegen andre zurücksetzen müssen. Die Selbstliebe, als der humane Grundtrieb, und die aus ihr entspringenden Begierden sind besonders eine reiche Quelle von unangenehmen Gefühlen. Ihre Beleidigung erregt Unzufriedenheit, Unwillen und Verdruss; ihre Befriedigung Beruhigung, Zufriedenheit und Fröhlichkeit, obschon diese Gefühlszustände, wie die Selbstliebe selbst, sich mannichfaltig nüanciren, und zu vielen andern gesellen. Ueberhaupt wirken oft eine solche Menge von Begierden und Zuständen des Gemeingefühles (§. 142 u. 145)

zusammen, daß das reflektirte Gefühl sich nicht auf seine besonderen Entstehungsgründe zurückführen läßt, z. B. Harm und Gram, Kummer und Aerger, indem hier sogar mehrere Gefühle, als das des Zorns und der Ohnmacht zusammenfließen. Doch die Analyse der einzelnen Gefühle gehört nicht hieher. Von allen gilt endlich nur noch die Bemerkung, daß sie, wie ihre Quelle, nothwendig in die untere Reihe der Geistesvermögen gezählt werden müssen.

§. 202.

Zu den moralischen Gefühlen im weiteren Sinne gehören sowohl die arbiträren, mit Willkühr verbundenen, als die moralischen oder ethischen im engeren Sinne des Wortes, die auf Freiheit sich beziehenden. Man kann sie insgesamt unter dem Gefühle der freien Selbstbestimmung zusammenfassen; denn da Selbstbestimmung das gemeinschaftliche Merkmal der Willkühr und Freiheit ist, so ist auch die Aeufserung derselben mit jenem gemeinschaftlichen Gefühle begleitet, weil auch hier, wie das Vermögen selbst, so namentlich auch seine Wirksamkeit sich im Gefühle ankündigt. Aber da die verständige Willkühr, als negative Selbstbestimmung, Unabhängigkeit von fremden Gesetzen, formale Freiheit, noch wesentlich von dem vernünftigen Willen, der positiven Selbstbestimmung, der von einer Selbstgesetzgebung und der gesetzlichen (nicht inhaltsleeren) Freiheit verschieden ist (§. 125 ff.); so läßt sich auch das Selbst-

bestimmungsgefühl noch weiter in seine Verzweigungen verfolgen.

§. 205.

Das Gefühl der Unabhängigkeit, Ungebundenheit, Regel- und Gesetzlosigkeit, das mit der Aeußerung der Willkühr verbunden ist, deren Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß sie ohne alle Rücksicht und Regel (willkührlich) sich bestimmen kann, wird modificirt, nicht nur durch die ungestörte Aeußerung oder Hemmung und Unterbrechung der Willkühr, zu Lust und Unlust, sondern auch durch die Verschiedenheit der Bestimmungsgründe, welche bei diesem bloß formalen Vermögen den Ausschlag geben (§. 124), also durch Inhalt und Objekt der Willkühr oder Wahl. Dies gibt entweder die Sinnlichkeit oder die Vernunft ab; darnach fallen denn nun auch die mit der Willkühr sich vereinigt findenden Gefühle entweder in den Bereich der sinnlichen oder der vernünftigen, jenachdem ihr Inhalt das Angenehme und Unangenehme, oder das Nützliche und Schädliche ist; aber diese Gefühle werden demungeachtet anders, als die reinsinnlichen, aus Befriedigung des Triebes entspringenden, und die reinmoralischen, die freie Selbstbestimmung begleitenden, modificirt und empfunden, indem sich zu ihnen noch das formale Wohlgefallen an einer physischen Ungebundenheit, oder, wenn die Willkühr unabhängig von drohenden Sinnenleiden und schmeichelnden Sinnenfreuden wählt, das ebenfalls for-

melle Vergnügen der intellektuellen Freiheit dazugesellt. Die erstern nähern sich sodann den begierlichen, die letztern den moralischen Gefühlen.

§. 204.

Das Gefühl der positiven Freiheit, der vernünftigen Selbstbestimmung und innern (freien) Gesetzlichkeit, welche das Innewerden und die Aeußerungen des freien Willens begleitet, ist nicht bloß formal, sondern hat seinen Inhalt durch Hinzutritt des realen Vermögens der Vernunft erhalten, welche die Selbstbestimmung dadurch vollendet, daß sie als Vermögen der Prinzipien und Zwecke, dieselbe nach Gründen entscheiden läßt, indem sie als gesetzgebendes Vermögen ihr Gebote zu Regeln gibt und sie so fähig macht unter eignen Gesetzen zu stehen. Wie aber die Freiheit selbst zwiefach erscheint, einmal als Anlage und *actu* frei, wenn die in unserer geistigen Natur gegründete Freiheit, wie ein Strahl, hereinbricht in das Leben (in die Wirklichkeit), und sodann als erlangte Fertigkeit und Festigkeit und *habitu* frei; so ist auch das sittliche (moralische) Gefühl zweifacher Art. Im erstern Falle zeigt es sich als Gewissen, ein apodiktisches Gefühl des Heiligen, dessen, was recht und gut ist oder nicht, und hat Zufriedenheit (Bewußtseyn des Guten), oder Reue, die uns gelten, und Achtung und Demuth, die dem Heiligen gelten, zur Folge. Im zweiten Falle, wenn die Freiheit sich nicht bloß selbstthätig zeigt, in-

dem der Wille das Vernunftgesetz zur Befolgung frei wählt, sondern zur Selbstständigkeit, zum Charakter geworden ist, in welchem nicht einzelne Regungen der Freiheit, sondern die Stärke und Tapferkeit des Willens zum Guten sich wirksam erweisen, die Freiheit zur andern Natur geworden ist und der Mensch als sein eignes Werk erscheint, — wird das sittliche Gefühl der eigenen Würde Selbstschätzung, die uns gilt, und wirkt Ehrfurcht gegen die Majestät des Heiligen, Hochachtung gegen den Charakterfesten, freien Menschen, und Verachtung gegen Charakterlosigkeit. Es wirkt aber dabei Vernunft, Wille und Gefühl nicht nur zusammen, sondern aufs innigste verbunden, wie denn bei dem vollendeten Menschen die ursprüngliche Einheit seiner Natur, die sich im Zeitleben in verschiedene Richtungen theilt, durch ihn selbst und zwar vollendeter wiederhergestellt worden ist, (vgl. §. 65. 130. 187 und 197).

Achtzehnter Abschnitt.

Von den verschiedenen Graden der Gefühle und den Affekten.

§. 205.

Es ist nicht ganz wahr, daß das Gefühl keinen Umfang habe; man kann auch bei ihm eine dreifache Gröfse unterscheiden, eine intensive, die Stärke, eine protensive, die Dauer, und eine extensive, die Ausdehnung. Die letztere kann freilich nicht über den individuellen Organismus, als die dem Ich selbst angehörige Objektivität im Raume, hinausgehen; allein es unterscheiden sich doch nicht nur die Gemeingefühle von den eigenthümlichen körperlichen Gefühlen durch ihren Umfang, sondern es kann derselbe auch bei den letztern bald größer, bald kleiner seyn, jenachdem mehrere oder weniger angränzende organische Theile zur Mitaffektion (Mitleidenheit) gezogen werden. Ja auch

die einfachen geistigen und die durch Vorstellungen und Bestrebungen erzeugten Gefühle afficiren bald einen größern, bald einen kleinern Theil unsrer äußern Subjektivität. Dieß ist besonders bemerkbar bei einer ansehnlichen Stärke der letztern; wie denn auch mit ihrer Zunahme der Fortgang des Gefühles in mehrere Theile des Organismus, sowie sein Stillstand (und Rückgang) sich ziemlich deutlich unterscheiden läßt. Selbst die ursprünglichen Affektionen des Gemeingefühles, auf dessen Boden auch alle jene Veränderungen vor sich gehen, sind nicht alle gleich weit im Organismus verbreitet. Bei einer stärkern Anregung werden alle Heerde der organischen Sensibilität mit ihren Nerven in Bewegung gesetzt, bei noch heftigeren das ganze Nervensystem und endlich sogar nervenlose Theile durch organische Mittheilung (§. 157), z. B. die Haare.

§. 206.

Indefs kommen doch die Dauer und Stärke der Gefühle und namentlich die letztern ganz vorzüglich in Betracht. Von beiden gilt zuvörderst der Satz, daß sie im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen, indem eine der andern Abbruch thut; ein starkes Gefühl kann nicht lange anhalten, und ein dauerndes Gefühl kann nicht immerfort stark seyn. Wenn demnach die körperlichen Organempfindungen durch Veränderungen, Beförderungen oder Hemmungen, im Organismus entstehen und mit jedem äußern Wechsel sich wieder verändern, so können sie natürlich die lebhaftesten und stärksten seyn, während die geistigen, als andauernde, sich nur schwach ankündigen, und das anhaltendste, das Lebensgefühl, dem Grade nach so gering ist, daß es im gewöhnlichen Zustande, obgleich immer vorhanden, doch beinahe gar nicht empfunden wird und als gleichgültig erscheint. Doch können alle Gefühle, besonders durch plötzliche und kräftige Erregung, einen so hohen Grad erlangen, daß sie die Aktionen der Nerven eine Zeit lang allein in Beschlag nehmen.

§. 207.

Ein solcher Grad des Gefühles, der ebendarum weder Sinn noch Einbildungskraft, weder Verstand noch Vernunft, weder Trieb noch Begierde, weder Willkühr noch Freiheit in dem Menschen wirksam seyn läßt, sondern ihn aller dieser Vermögen gewissermaßen, obwohl der Stärke wegen nur auf Augenblicke beraubt heißt *A f f e k t*: gleichviel ob das Gefühl ein körperliches oder geistiges, ein animalisches oder humanes, ein einfaches oder zusammengesetztes ist. Doch erreicht der Affekt nicht stets, auch nicht bei allen Arten von Gefühlen gleich leicht, diese Stärke, sondern ist selbst auch verschiedener Grade fähig; so daß man unter Affekt gemeinhin auch nur ein starkangeregtes Gefühl versteht, wobei gleichwohl, als wesentliches Merkmal des Affects, der Umstand mit aufgenommen werden muß, daß das Gefühl in ihm eben im Momente seines Vorhandenseyns alle andern Geistes-, Gemüths- und Willenszustände überwiegt. Der Affekt bezieht sich demnach auf alle Gefühle, aber auch nur auf sie und ist insofern wesentlich von der Leidenschaft und Sucht, deren Grundlage er wenigstens bei einzelnen heftigen Ausbrüchen bildet, verschieden; weil jene die Begierde voraussetzen, dieser nicht. Daher ist auch der Ausdruck *Gemüthsbewegung*, als Begierden und Leidenschaften zugleich umfassend, nicht passend zu Bezeichnung des Affekts überhaupt. Wollte man aber *Gemüth* im engeren Sinne nehmen; so würden nur affektvolle Erregungen des Selbstgefühles dahin zu zählen seyn, (§. 145.).

§. 208.

Diese sind denn nun freilich, insofern alle mit Leidenschaften in Verbindung stehenden Affekten und alle eigenthümlichen humanen Gefühle sich auf das Selbstgefühl gründen, die zahlreichsten: aber nicht die einzigen. Denn schon das Lebensgefühl ist von affektvollen Erschütterungen nicht frei, wohin z. B. physisch erzeugter Schreck gehört. Hef-

tiges Lachen greift als Affekt ebenfalls in das Lebensgefühl mächtig ein, ist aber doch schon mehr Erschütterung des Selbstgefühls; indem bei dem Lachen sich gewöhnlich ein Gefühl der eigenen Ueberlegenheit findet. Die bloße körperliche Beengung (§. 155.) kann ebenfalls in Bangigkeit und Angst übergehen; aber die letztere setzt schon wieder Selbstgefühl voraus, wie die Steigerung der Freude zur Wonne, der Fröhlichkeit zur Lustigkeit, der üblen Laune zum Murr Sinn, des Kraftgefühles zur Ausgelassenheit, und das gesammte Selbstgefühl erreicht seine Akme im Entzücken, das durch seine Ueberraschung selbst lebensgefährlich wirken kann. Auch die unangenehme Affektion des Selbstgefühles durch lange Weile kann vom leeren Sehnen zur Verzweiflung führen.

§. 209.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit den geistigen Gefühlen. Die Sympathie geht nicht selten so weit, daß sie die Besonnenheit raubt, wie in der Freundschaft, die Alles gut heißt, in der Liebe, die blind ist gegen die Fehler der geliebten Personen, ja selbst in der Menschenliebe, die das Unmögliche, z. B. bei Rettung eines Menschenlebens, zu wagen treibt. Das Wohlgefallen am Schönen setzt uns nicht selten in Verwunderung und Erstaunen, welche das Urtheil übereilen, während Bewunderung sich auf richtiges Urtheil gründet. Selbst das religiöse Gefühl und die Andacht nehmen mitunter den Charakter des Affekts an in dem religiösen Entzücken, während Verehrung, als auf unbedingte Achtung und Bewunderung gegründet, reiner Ausdruck des religiösen Gefühles ist. Begeisterung und Enthusiasmus beziehen sich nicht bloß auf religiöse Gefühle, sondern auch auf die verwandten Gefühle des Schönen, Wahren und Guten. Daß das Wahrheitsgefühl bis zum Entzücken steigen könne, beweist Archimedes Beispiel: daß moralische Gefühle die Stärke des Affekts erreichen, die aus

Reue hervorgehende Verzweiflung des Verbrechers. Von andern praktischen Gefühlen versteht es sich von selbst, der Gram steigt zum Herzeleid, die Furcht zu Angst und Grausen, der Unwille zum Erbofstseyn und Grimm, das Rachegefühl zu Zorn und Jähzorn, das verletzte Ehrgefühl zur Schaam, der Verdruss zum Aerger. Auf seiner höchsten Stufe endet der Affekt nicht selten mit physischer Zerrüttung und Tod, oder mit geistiger Verzweiflung, als welche der höchste Grad des unangenehmen Gefühles ist, so wie das Entzücken den höchsten Grad der Freude bezeichnet.

§. 210.

In Rücksicht auf den Einfluss, welchen die Affekten auf die Lebenskraft des Menschen haben, theilt man sie mit Recht in **sthenische** und **asthenische**. Jene, welche sie erheben und nur durch zu große Anspannung hinterher abschaffen, nennt man von ihrer erstern Wirkung **excitirende** (aufregende), oder Affekte der wackern und rüstigen Art; die letztern, welche die Lebenskraft gleich anfangs schwächen und in der Regel aus einer Hemmung oder plötzlichen Lähmung eines Triebes oder einer Begierde entstehen, heißen **deprimirende** (niederschlagende), oder Affekte der weichen, schmelzenden Art. — Was das stumpfgewordene Gefühl wieder aufregt heisst **pikant**, und in höheren Graden **frappant**; was dagegen das Gemüth widernatürlich in Bewegung setzt oder entrüstet, wie das Gräßliche oder Widersinnige, heisst **empörend**, **chokant**. Die Disposition zu Affekten heisst **Empfindsamkeit**, von der die Geneigtheit zum Unwillen und Aufgebrachtseyn, die Empfindlichkeit unterschieden werden muß. Doch solche Unterschiede gehören mehr der Synonymik an. Auch hat die Lehre von den Affekten mehr ein praktisches, als theoretisches Interesse; ihrer mußte nur hier am Schlusse der Theorie des Gefühles deshalb noch besonders gedacht werden,

weil sie sich auf alle Arten des Gefühles, einfache und zusammengesetzte, körperliche und geistige, gleichmäfsig beziehen.

§. 211.

Zum Schlusse des Ganzen stehe hier nur noch eine tabellarische Uebersicht über die sämmtlichen im Vorhergehenden abgehandelten Vermögen. Es gewährt dieselbe zugleich eine Ansicht der Ordnung, wie sie sich aufwärts zur freieren Aeufserung erheben, und eine Einsicht in den Zusammenhang, in welchem sie seitwärts zu einander stehen, indem alle im Mittelpunkte des Gefühles ruhen. Jedoch soll auch hierbei nochmals in Erinnerung gebracht werden, dafs, was in der Theorie als geschieden erscheint, in der Wirklichkeit in mannichfaltige Berührung tritt, und im innigsten Zusammenhange steht, also dafs mehr oder weniger alle Vermögen, als welche das Gesamtwesen des Geistes ausmachen, bei jeder vorkommenden Seelenoperation in Thätigkeit treten, in Mitwirksamkeit versetzt, oder doch mit afficirt werden. Die Tabelle ist nebenstehende:

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Vorstellungsvermögen:

II. Gefühlsvermögen:

III. Bestrebungsvermögen:

Einfache Gefühle:

Theoretische:

Praktische:

1) Anschauungsvermögen,	1) contemplative,	1) Empfindungsvermögen.	1) pathologische	1) Begehrungsvermögen,
A) Sinnlichkeit,	A) sensuelle,	A) Gemeingefühl,	A) instinktartige,	A) Trieb,
a) äußerer Sinn,	a) mit äußerem Sinn,	a) Lebensgefühl,	a) mit körperlichen,	a) körperliche,
b) innerer Sinn;	b) mit innerem Sinn;	b) Selbstgefühl;	b) mit geistigen Trieben;	b) geistige Triebe;
B) Einbildungskraft,	B) imaginative,	B) eigenthümliche Gef.	B) begierliche,	B) Begierden,
a) Gedächtniß,	a) memorative,	a) animalische,	a) mit Leidenschaften,	a) Leidenschaften,
b) Phantasie;	b) phantastische,	b) humane;	b) mit Suchten;	b) Suchten;
2) Denkvermögen,	2) speculative,	2) Gefühlsvermögen	2) moralische,	2) Selbstbestimmungsvermögen,
A) Intellektualität,	A) intellektuelle,	A) sympathetische Gef.	A) arbiträre,	A) Willkühr,
a) Verstand,	a) logische,	a) sinnlich erregte,	a) mit sinnlich intell.	a) sinnlich intellektuelle,
b) Urtheilskraft;	b) judiciöse;	b) geistig erregte;	b) mit intell. Willk.	b) rein intellektuelle;
B) Rationalität,	B) rationelle,	B) ideelle,	B) ethische,	B) Willensfreiheit,
a) theoretische Vernunft,	a) apodiktische,	a) ästhetische,	a) mit Freiheit,	a) freier Wille,
b) praktische Vernunft.	b) legislative.	b) religiöse.	b) mit Charakter.	b) guter Wille, Charakter.

Selbstbewußtseyn.

1. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

2. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

3. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

4. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

5. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

6. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

7. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

8. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

9. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

10. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

11. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

12. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

13. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

14. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

15. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

16. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

17. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

18. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

19. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

20. Welche der folgenden Aussagen sind richtig?

Klotz, Ernst

Lehrbuch der Erfahrungsseelenlehre, als der Propedäutik zur Philosophie,
oder Grundlinien zu einer empirisch-transcendentalen Critik des gesammten
menschlichen Geistes zum Behufe akademischer Vorlesungen

Leipzig 1824

Ph.sp. 442 q

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043624-6